



Gerhard Vinken (Hg.)

Das Erbe der Anderen

Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung

**Das Erbe der Anderen.
Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung**

**The Heritage of the Other.
Conservation Considerations in an Age of Globalization**



**Forschungen des Instituts
für Archäologie, Denkmalkunde
und Kunstgeschichte**

herausgegeben vom Institut für Archäologie, Denkmalkunde und Kunstgeschichte
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Abteilung Archäologie

Ingolf Ericsson
Michaela Konrad
Karsten Lambers
Andreas Schäfer

Abteilung Denkmalkunde

Stefan Breitling
Rainer Drewello
Gerhard Vinken

Abteilung Kunstgeschichte

Stephan Albrecht
Wolfgang Brassat

Band 2

Abteilung Denkmalkunde

Verantwortlicher Herausgeber:
Gerhard Vinken

Gerhard Vinken (Hg.)

Das Erbe der Anderen. Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung

The Heritage of the Other.

Conservation Considerations in an Age of Globalization

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion: Carmen Maria Enss, Gerhard Vinken

Übersetzungen: Johanna Blokker

Satz und Layout: Renate Lintfert, Q3 design GbR

Herstellung und Druck: Digital Print Group, Nürnberg

Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press Bamberg, Anna Hitthaler

Umschlagbild: Straßenszene am Tempel des Stadtgottes Cheng Huang, Shanghai (China). Foto © Gerhard Vinken 2013.

© University of Bamberg Press Bamberg 2015

<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 2196-4505

ISBN: 978-3-86309-314-3 (Druckausgabe)

eISBN: 978-3-86309-315-0 (Online-Ausgabe)

URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-262615

Inhalt

Table of Contents

Gerhard Vinken

Vorwort	7
<i>Foreword</i>	

Monica Juneja

Wanderndes Erbe und die Kräfte der Erinnerung	9
<i>Mobile Heritage and the Powers of Memory</i>	

Gerhard Vinken

Der Pranger von Bahia, das Kreuz von Pommersfelden: Globalisierungsdiskurse und lokale Aushandlungsprozesse als Herausforderungen für die Denkmalwissenschaften	19
<i>The Pillory at Bahia, The War Memorial at Pommersfelden: Discourses of globalization and local processes of negotiation as challenges for the Heritage Sciences</i>	

Zeynep Aygen

When the Self Becomes the Other: A journey through the history of Ottoman heritage	31
<i>Wenn aus dem Eigenen das Andere wird: Eine Reise durch die Geschichte des Osmanischen Erbes</i>	

Lorenz Korn und Kourosh Rashidi

Von Persepolis zum Gulistan-Palast: Normen und Konzepte der iranischen Denkmalpflege vom 19. bis zum 21. Jahrhundert	39
<i>From Persepolis to the Gulistan Palace: Values and concepts in Iranian heritage conservation, 19th to 21st centuries</i>	

Johanna Blokker

From the Heritage of the German “Other” to the Heritage of the “Other” Germany: American policy on German architectural heritage between the Second World War and the Cold War	49
<i>Vom Erbe des deutschen „Anderen“ zum Erbe des „anderen“ Deutschlands: Amerikanische Denkmal-Politik in Deutschland zwischen Zweitem Weltkrieg und Kaltem Krieg</i>	

Carmen Maria Enss

Gebautes Erbe in München 1945:

Der Blick deutscher Experten und der amerikanischen Militärregierung
auf das, was nach dem Krieg blieb 59

Munich's Built Heritage in 1945:

*The views of German experts and the American Military Government
on what remained after the war*

Gülsah Stapel

Identität und Erbe:

Der Mariannenplatz – ein Erinnerungsort türkischer Berliner 69

Identity and Heritage:

The Mariannenplatz – a site of memory for Turkish residents of Berlin

Hourig Sourouzian

Der Totentempel Amenophis' III. in Theben (Ägypten):

Probleme und Perspektiven einer Grabung 77

The Funerary Temple of Amenhotep III in Thebes (Egypt):

An excavation, its problems and its prospects

Autorinnen und Autoren 89

Contributors

Vorwort

Der UNESCO-Welterbetitel hat die Denkmallandschaft verändert. Aufmerksamkeiten wurden neu gelenkt, neue Hierarchien geschaffen, aber auch mehr bi- und multilaterale Zusammenarbeit, internationale Vernetzung. Aus Anlass des Jubiläumsjahrs „20 Jahre Welterbe Bamberg“ hat die Abteilung Denkmalkunde der Universität Bamberg im November 2013 zu einer Tagung eingeladen, um die veränderten Bedingungen und Ziele denkmalpflegerischen Handelns im Zeichen der Globalisierung zu reflektieren.

Das Thema der Tagung sollte zunächst einen „politischen“ Akzent setzen, indem anlässlich eines lokalen Jubiläums bewusst eine transkulturelle Perspektivierung gesucht wurde. Unter dem Titel *Das Erbe der Anderen* war es unser Anliegen, den Blick darauf zu lenken, dass Erbe als eine identitätsstiftende Figur (Wer sind wir? Was geben wir weiter?) zugleich eine Umschlags- oder Kippfigur ist (Abb. 1). Das Andere, das Eigene, das sind aufeinander bezogene und durchaus schillernde Zuschreibungen, ein Spiel von Aneignungen und Zurückweisungen, aus dem allzu oft blutiger Ernst wird. Erbe ist immer auch Ergebnis konkurrierender Deutungen, die, das zeigen die hier versammelten Beiträge eindrucklich, mit vielfältigen Prozessen der Aneignung, der Transformation und Zerstörung verbunden sind. Lokale wie globale Deutungsansprüche können gleichermaßen widersprüchlich wie vorläufig sein; auch geteiltes Erbe (*shared heritage*) ist nicht für Jeden und Jede (und jederzeit) das Gleiche.

Universalistische Beschwörungsformeln von einem „Welterbe der ganzen Menschheit“ wie in der Präambel der UNESCO Welterbekonvention von 1972 verdecken diese Konfliktfelder. In der Praxis verschärfen sich durch das Welterbe-Label vielerorts sogar die Spannungen zwischen normativen, westlich geprägten Denkmal-Vorstellungen und lokalen Sinnstiftungsprozessen; also zwischen dem, was auf der exklusiven Liste firmiert, und dem, was lokal jeweils als Erbe verstanden und angenommen wird.

Wer bestimmt also, was (wie?) erinnert, was (wie?) rekonstruiert, erhalten oder eben vergessen werden darf? Wie gehen wir als Wissenschaftler mit den oft konfliktträchtigen Ansprüchen der jeweiligen Gesellschaften, ihr Erbe zu bestimmen, um? Wie fließen die Konflikte lokaler Aushandlungsprozesse oder unterschiedliche nationale Vorstellungen von Denkmalpflege

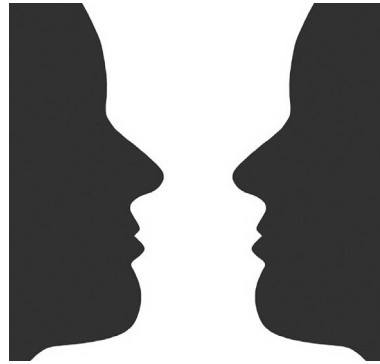
Foreword

The UNESCO World Heritage label has fundamentally changed the heritage landscape: it has shifted attention to new areas and produced new hierarchies, but it has also brought more bi- and multilateral cooperation and created wider and stronger international networks. The 20th anniversary of Bamberg's inscription on the World Heritage List was the occasion for a conference hosted by the Department of Heritage Sciences at Bamberg University in November 2013. Its aim was to reflect on the changed conditions and goals of heritage conservation in the age of globalization.

*The topic of the conference was intended first of all to set a “political” accent by taking a local anniversary and self-consciously seeking a transcultural perspective on it. Under the title *The Heritage of the Other*, our concern was to call attention to the fact that heritage as a concept of self-identification (Who are we? What are we passing on to future generations?) is at the same time a highly ambiguous concept (Image 1). The “Other”, the “Self”: these are interrelated and thoroughly enigmatic attributions arising out of a play of appropriations and repudiations – play which all too often becomes deadly serious. Heritage is always also the result of competing interpretations; as the contributions collected here reveal, these are linked to complex processes of appropriation, transformation and destruction. Both local and global interpretive claims can be contradictory and temporary, and even “shared heritage” can have contrasting meanings for different individuals at different times.*

Universalizing invocations of the “Heritage of all Mankind” such as those found in the Preamble to the UNESCO World Heritage Convention of 1972 tend to obscure these fields of conflict. In practice, the World Heritage label can even exacerbate tensions between normative, Western-influenced conceptions of the historic or cultural monument and local processes of meaning attribution – in other words, between that which achieves official status as heritage through inclusion on the exclusive List, and that which is understood and embraced locally as having heritage value.

Who, then, determines what is to be remembered (and how), who determines what must be preserved or reconstructed, and what may be forgotten? How do we as scholars handle the often conflict-laden claims of different societies to define their heritage for themselves? How do the tensions generated by local processes of meaning negotiation or differing national conceptions of heritage conservation affect,



in unsere Arbeit ein? Welche Probleme ergeben sich konkret in der Praxis und wie könnten Lösungsansätze aussehen? Dieser Tagungsband ist der Versuch, einen Gedankenaustausch darüber in Gang zu bringen, was Denkmalpflege im Zeichen zunehmender Globalisierung heißen kann. Wo sie neue Ziele formulieren muss, und wo sie ihre Grenzen findet. Denn mit dem Begriff des Kulturerbes, auch das ist im Verlauf der Tagung deutlich geworden, verschiebt sich der Fokus der Denkmalpflege aus einer fachwissenschaftlichen zu einer ethischen und gesellschaftlichen Aufgabe, und damit zu einer Auseinandersetzung um kulturelle Identität.

Dank

Tagung und Buch wären ohne die Hilfe vieler nicht zustande gekommen – zuallererst ist den Autorinnen und Autoren dafür zu danken, dass sie Ihre Beiträge für diesen Band zur Verfügung gestellt haben. Meinen Kollegen Stefan Breitling und Rainer Drewello danke ich für ihr Engagement bei der Konzeption der Tagung. Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung des Universitätsbundes, der Ständigen Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs an der Universität Bamberg (FNK) sowie der Oberfrankenstiftung, die auch den Druck des vorliegenden Tagungsbandes unterstützte, wäre dieses Projekt nicht möglich gewesen. Johanna Blokker hat sich um die sorgfältige Übersetzung der englischen Zusammenfassungen (Enss, Sourouzzian, Stapel, Vinken) sowie die gewissenhafte Durchsicht und Redaktion der englischen Beiträge sehr verdient gemacht. Renate Lintfert und Q3design GbR danken wir für die sorgsame Gestaltung und umsichtige grafische Betreuung des Bandes, Barbara Ziegler vom Universitätsverlag für freundliche Unterstützung und reibungslose Zusammenarbeit.

Mein besonderer Dank gilt Carmen Maria Enss, die den Band ganz wesentlich redaktionell betreut hat, und ohne deren anregende und gleichermaßen intensive wie umsichtige Mitarbeit dieses Buch nicht zustande gekommen wäre.

New York, im Februar 2015

1 Erbe als Kippfigur: Abbildung vom Tagungsflyer „Das Erbe der Anderen“ – *Heritage as ambiguous figure: Image from the flyer for the conference “The Heritage of the Other”* (Abb: <http://www.maxdstanley.com>)

influence or feed into our work? What concrete problems arise for conservation practice, and what approaches to solving them are available? This collection of essays represents an attempt to initiate an exchange of ideas on what it can mean to engage in heritage conservation in an age of increasing globalization: where the discipline must formulate new goals, and where its limits lie. For as the conference made clear, with the emergence of the concept of “cultural heritage” has come a shift in focus, from conservation as a scholarly-professional preoccupation to one of much broader ethical and social concern involving fundamental issues of cultural identity.

Acknowledgements

Neither the conference nor this publication could have been realized without the support of many individuals. My gratitude goes first and foremost to all the contributors who made their work available for this volume. I thank my colleagues Stefan Breitling and Rainer Drewello for their engagement in the conceptualization of the conference. Generous financial support was received from the Bamberg University Society, the Standing Commission for Research and Young Academics at Bamberg University (FNK), and the Upper Franconia Foundation, which provided funding for the publication of this collection. Johanna Blokker gave valuable assistance in the translation of the English-language summaries (Enss, Sourouzzian, Stapel, Vinken) and the editing of the English contributions. Renate Lintfert and Q3design GbR deserve our thanks for their careful composition and conscientious preparation of the book, as does Barbara Ziegler of Bamberg University Press for her friendly support and cooperation.

My special thanks go to Carmen Maria Enss, who played the central role in the editing of this volume and without whose stimulating and intensive as well as thoughtful collaboration it could never have been realized.

New York, February 2015

Wanderndes Erbe und die Kräfte der Erinnerungⁱ

Mobile Heritage and the Powers of Memory

English Summary

This essay conceptualizes heritage as mobile and as formed through transcultural relationships across regions and time. It places this definition against an historical investigation of the discursive nexus between practices of memorializing, canonizing and nation-building in the 19th century in order to argue that the celebratory project of the Nation, which included a range of institutional and disciplinary formations, effected a flattening of the concept of heritage by suppressing the mobile histories of objects and actors out of which nations are formed. The paper takes a closer look at an institution inextricably linked with heritage formation: the museum, whose role

it was (and still is) to conserve memories and fashion citizens. The tension between “pedagogical” and “performative” citizenship – to use Dipesh Chakrabarty’s terms – serves as a wedge to expose the brittleness of consensual definitions of heritage and memory. The notion of culture upon which these definitions rest is called into question: in its place a transcultural perspective is proposed, one that conceives of cultures as formed through extended contacts and relationships across time and space and can serve as an effective analytical method to deal with tangled questions of “mobile heritage” in societies, both past and present.

Gestatten Sie mir, mit einer Geschichte zu beginnen, der Geschichte eines Diamanten mit dem poetischen Namen *Koh-i-noor*, was „Berg des Lichtes“ bedeutet. Im März 1849 wechselte der Diamant seinen Besitzer. Er ging aus dem Schatz des letzten indischen Herrschers der nordindischen Region Pandschab in die Hände der englischen Ostindienkompanie, nachdem ihre Truppen diese Provinz annektiert hatten; von der Kompanie ging der Diamant anschließend in den Besitz der englischen Königin Viktoria.¹ Die Auslieferung des *Koh-i-noor* an die Briten war zwar durch einen Vertrag besiegelt, die Aneignung kam jedoch einem Beuteakt gleich. Dass er als Trophäe betrachtet wurde, wird dadurch deutlich, dass der berühmte Diamant zwei Jahre später, im Jahr 1851, auf der großen Weltausstellung in London ausgestellt wurde. Diese Handlung setzte schließlich die länger zurückreichende Lebensgeschichte des *Koh-i-noor* fort, der über etliche Jahrhunderte immer wieder in die Hände neuer Besitzer gegangen war. Er war Teil eines komplexen Kreislaufs von Gabentausch und Beute. Über den Ursprung des Steins ist die Forschung uneinig. Der Diamant gewann erst

im 16. Jahrhundert an Berühmtheit, als er in den Besitz der Mogulherrscher kam, deren Macht und Prestige er repräsentierte; er wurde dann Anfang des 18. Jahrhunderts zusammen mit anderen Schätzen der Moguldynastie durch den persischen Eroberer von Delhi, Nadir Schah, erbeutet. Acht Jahre später wurde Nadir Schah ermordet und seine Besitztümer fielen in die Hände seines Enkels, der den Stein wiederum dem Herrscher von Kabul schenkte – aus Dankbarkeit für seine Unterstützung bei der umkämpften Thronfolge. Unter dessen Nachfolgern wiederum gelangte der Stein in den Besitz des Maharadschas von Pandschab und von dort aus nach England. Die Neuaneignung des Diamanten brachte auch seine Transformation: In den Augen der englischen Königin fehlte es dem traditionell indisch geschliffenen Stein an Brillanz. Er wurde also in der europäischen Technik der Diamantenbearbeitung neu geschliffen, was zum Verlust von 40% seines ursprünglichen Gewichts führte.² Anschließend wurde der *Koh-i-noor* in eine Tiara der englischen Königin versetzt (Abb. 1). Noch heute ist er so im Tower of London zu besichtigen.

ⁱ Der Beitrag folgt im Wesentlichen dem Skript des Abendvortrags, den ich zur Eröffnung der Tagung „Das Erbe der Anderen. Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung“ (Bamberg, 14.–15. November 2013) hielt. Für die Einladung, die ausgesprochen nette Gastfreundschaft und für die anregende Konferenz danke ich sehr herzlich meinem Kollegen Gerhard Vinken und seinem Team. Mein Dank gilt ebenso Frau Carmen Enss für die Endredaktion des für den Tagungsband überarbeiteten Textes. Die schriftliche Fassung behält den Duktus des mündlichen Vortrags bei.

Das nächste Kapitel beginnt im Jahr 1947. Infolge der Entkolonialisierung und der Entstehung von unabhängigen Nationalstaaten in Südasien ist der *Koh-i-noor* Gegenstand von diplomatischen Kontroversen geworden. Es kamen zunächst von der neuen indischen Regierung Restitutionsforderungen, dann stellten zugleich Pakistan und Iran ähnliche Forderungen, jeweils mit Hinweisen auf bestimmte Momente der Geschichte, in denen sich der Diamant in „ihrem“ Besitz befunden hatte und die sie nutzten, um ihren Anspruch auf den Stein geltend zu machen.³ Nach diesem Prinzip hätte der Nationalstaat Afghanistan ebenfalls ähnliche Ansprüche stellen können. Heute käme noch Usbekistan dazu, der Geburtsort und die Jugendheimat des Begründers der Moguldynastie, Babur. Wir haben also einen Gegenstand, der in eine komplexe Geschichte von Gabentausch, von Beuteökonomie sowie kulturellen Praktiken des Schenkens als Zeichen der Dankbarkeit oder Loyalität verwickelt ist. Die Schwierigkeit, diese Geschichte den Argumenten von nationalstaatlichem Besitz anzupassen, machte es für die britische Regierung einfach, die Restitutionsforderungen einzelner Nationalstaaten zurückzuweisen. So wird der *Koh-i-noor* bis heute als Teil der Kronjuwelen im Tower of London verwahrt.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, um diejenigen Widersprüche aufzuzeigen, die dem Versuch folgen, komplexe und grenzüberschreitende Geschichten von Gegenständen, die wir als Kulturerbe bezeichnen, mit nationalstaatlichen Etiketten zu versehen. Denn unsere Vorstellung von Kulturerbe unterliegt einer Auffassung von nationaler Identität. Die Nation wiederum definieren wir als territoriale Einheit, in welcher Sprache und Kultur von derselben territorialen Grenze eingefasst werden, die das Eigene und das Fremde klar voneinander trennt.⁴ Doch die Geschichte des *Koh-i-noor* zeigt gerade die Unmöglichkeit dieser klaren Trennung – wessen Erbe ist er heute? Für wen ist er „eigen“, für wen „fremd“? Diese Fragen könnte man eigentlich für fast die gesamten Bestände des „British Museum“ in London stellen.

Dennoch geht es hier weniger um ethisch-politische Fragen des Anspruchs und der Restitution, sondern um die Objekte selbst, die durch ihre bewegten Lebenswege zu Palimpsesten von Zeiten, Erinnerungen und Deutungen werden, deren grenzüberschreitende Geschichte jeden Versuch, sie ins Korsett der modernen, nationalstaatlich geformten Vorstellungen von Kulturerbe einzuzwängen, zum Scheitern bringt. Damit werden wir mit einem wichtigen Paradox konfrontiert: Zwar haben die Gegenstände, die wir heute unter



1 Der „Koh-i-noor“ in der Tiara der englischen Königin

dem Sammelbegriff „Kulturerbe“ subsumieren, eine Vergangenheit, die viele Jahrhunderte zurückreicht, aber der Begriff selbst ist ein Produkt der Moderne und wurde aus den Grundbedürfnissen moderner Staats- und Identitätsbildungsprozesse gebildet. Die Gegenstände, die wir heute als Kulturerbe verstehen, waren in komplexe Austauschprozesse verwickelt; sie erlebten Umwandlung, Vereinnahmung und Neudeutung. Sie waren selbst ein Standort der Begegnung, an dem sich vielfältige Stränge der Vergangenheit kreuzten. Welche Geschichten, Handlungsmöglichkeiten und Wirkungsmächte gehen von ihnen aus? Welche Implikationen haben diese Geschichten für die gängigen Diskurse, die an die Vergangenheit erinnern? Verkörpert das wandernde Erbe noch verborgene Erinnerungsschichten, deren Sprengkraft unseren gängigen Begriff von Kulturerbe unterminieren könnte?

Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags stehen zwei miteinander verschränkte, aber keineswegs identische Begriffe: Erinnerung bzw. Erinnerungsdiskurse einerseits und Kulturerbe andererseits, zu denen noch ein dritter Terminus, der unserer Diskussion implizit zugrunde liegt, zu berücksichtigen wäre: der Begriff der Vergangenheit, oder besser der Geschichte, welche die erzählte oder narrativierte Vergangenheit bildet. Der Begriff Erinnerung gehört zum eigensten Wesen und

Bedürfnis der Menschen, so meinte der Historiker Johann Gustav Droysen Mitte des 19. Jahrhunderts, jede menschliche Gemeinschaft besitze in der Erinnerung gleichsam die Erklärung und das Bewusstsein über sich selbst.⁵ Mit anderen Worten: Erinnerung ist das Mittel, um der Vergangenheit in der jeweiligen Gegenwart Sinn zu verleihen. Erinnerungen sind unmittelbar an Wahrnehmungen geknüpft, sie sind subjektiv geprägt und geographisch gebunden, oft an konkrete Erlebnisse, aber auch an kulturelle Werte und Praktiken oder an politische und soziale Machtverhältnisse. Aus einzelnen Erinnerungen entstehen dann Erinnerungsdiskurse. Damit ist eine Auswahl von historischen Erfahrungen gemeint, eine Art Ensemble von gespeicherten Erinnerungen, die in einer Konstruktion von Sinn eine diskursive Form annehmen. Erinnerungsdiskurse werden zur Fundierung von Identität oder zur Orientierung des Handelns von Individuen, vor allem aber von Gruppen und von Institutionen herangezogen.

In der deutschsprachigen Forschung begegnen wir einem weiteren, von Aleida und Jan Assmann geprägten Begriff, dem „Gedächtnis“: Gedächtnis bewahrt Erinnerungen auf, arbeitet sie auf und speichert sie so, dass sie für jeweils entstehende Bedürfnisse der Sinnstiftung und Legitimation genutzt werden können.⁷ Es handelt sich hier also um eine formalisierte Form der Erinnerung, die individuelle Erfahrungen überschreitet, sie ist aber ebenso bezogen auf bestimmte Ziele, Erwartungen und Hoffnungen. Gedächtnis und Erinnerungsdiskurse sind angewiesen auf verdichtete Symbole, Orte oder Praktiken, die vielschichtige Sinnkomplexe konstruieren und vermitteln: Hierzu gehören Denkmäler und allgemein der Korpus von Gegenständen, die wir als Kulturerbe bezeichnen. Die Kristallisationspunkte von kollektiver Erinnerung – Orte, Sprachen, Praktiken, Bauten, Feste, Rituale – alle materiellen wie auch immateriellen Dimensionen – kennt die Forschung unter dem Sammelbegriff „*lieux de mémoire*“ – Erinnerungsorte –, geprägt von Pierre Nora über sein inzwischen kanonisch gewordenes siebenbändiges Werk *Les Lieux de mémoire*.⁸ Das Werk besteht aus einer Sammlung von Fallstudien profilierter Wissenschaftler über eine breite Palette von Themen. Alle Studien untersuchen langlebige, Generationenüberdauernde Kristallisationspunkte von kollektiver Erinnerung, die durch einen Überschuss an symbolischer und emotionaler Deutung gekennzeichnet sind. Die zahlreichen zu Noras Werk beitragenden Autoren vertreten unterschiedliche Ansichten, dennoch haben die *lieux de mémoire* vorrangig der nationalen Identitätsstiftung gedient. Das Konzept setzt bereits den Zusammenhang zwischen dem Gedächtnisort (oder dem Kul-

turerbe) und einer auf Konsens ruhenden Identitätsbildung innerhalb von Nationen voraus, statt diesen Zusammenhang für eine Untersuchung zu problematisieren. Mit anderen Worten, ohne zu hinterfragen, ob die Deutung der Vergangenheit in ihren Kristallisationsobjekten auch möglicherweise umstritten wäre, oder sozial exklusiv oder instabil – oder nicht auf Konsens beruhend. Solche Möglichkeiten werden in dem Großprojekt kaum erforscht.⁹ Auf diesen Punkt werde ich später zurückkommen.

Zunächst soll der andere für unsere Diskussion zentrale Begriff eingeführt werden, nämlich der des Kulturerbes, das den *lieux de mémoire* von Nora gegenüber steht. Der Begriff des Kulturerbes – *patrimoine*, *patrimonio*, *heritage* – entstand im Zeichen der Moderne als recht breite, umfassende Bezeichnung für die Gesamtheit der Kulturgüter – beweglich wie unbeweglich – von archäologischer, literarischer, sprachgeschichtlicher, künstlerischer oder wissenschaftlicher Bedeutung, um der Nation als Gemeinschaft eine Sinngebung zu verleihen, ihr eine zeitliche und räumliche Orientierung zu geben, um als Anker gegen die durch Modernisierungsprozesse erzeugte Destabilisierung zu fungieren.

Das berühmte Werk von Benedict Anderson über die Nation als *imagined community* verknüpft *heritage* oder Kulturerbe direkt mit der Entstehung der Nation als kollektiver Gemeinschaft. Anderson betrachtet das Erbe als Mittel, um ein Zugehörigkeitsgefühl für den Einzelnen zu erzeugen, ihm eine Versicherung gemeinschaftlicher, „unserer“ Tradition, „unserer“ Vergangenheit oder „unseres“ Gedächtnisses zu bieten.¹⁰ Gegenstände, die heute zum Kulturerbe stilisiert worden sind, sind also zugleich Projektionsfläche und Träger für Emotionen und Erfahrungen, wie wir soeben am Beispiel des *Koh-i-noor* sahen.

Die Institutionalisierung von Kulturerbe auf nationaler und später auch internationaler Ebene generierte eine ganze Reihe weiterer Institutionen – Museen, Archive, Bibliotheken, archäologische Einrichtungen, eine Gesetzgebung zum Schutz des Kulturgutes – und schließlich vor allem die Denkmalpflege, in der Theorie, Praxis und institutionelle Struktur der Erbpflege vereint sind. Der Begriff des Kulturerbes entstand zwar im Europa der neuen Nationen während des 19. Jahrhunderts, in einem Europa jedoch, das zugleich an archäologischen Tätigkeiten in etlichen Weltregionen beteiligt war; diese transkulturelle Konstellation ist nicht unwichtig für das Verständnis von Kulturerbe. Der Begriff ist heute kein rein europäischer Begriff mehr –

und dies ist ein weiterer transkultureller Aspekt seiner Geschichte. Kulturerbe ist vielmehr als *travelling concept* zu verstehen,¹¹ also als Konzept, das über kulturelle und regionale Grenzen hinweg wandert und sich dabei von seinen Ursprüngen ablöst, sich an neue Zusammenhänge anpasst und diese teilweise neu konfiguriert.¹²

Nehmen wir wieder das Beispiel Indien: Hier kam das Verständnis von materiellen und immateriellen Kulturgütern, die unter dem modernen Begriff des Kulturerbes subsumiert werden, mit der Kolonialherrschaft – und zwar als Teil des Zivilisierungs- und Erziehungsauftrags für die Kolonie. Es entstanden dabei die modernen Disziplinen der Kunst- und Architekturgeschichte sowie der Denkmalpflege – etwa Institutionen wie das *Archaeological Survey of India* – als Teil der durch die Kolonialmacht eingeführten Modernisierung.¹³ Sie erhielten aber im Laufe der anti-kolonialen Nationenbildung durch die lokalen Eliten einen zentralen Stellenwert als Ausdruck und Beweis einer „eigenen“, uralten und einzigartigen Kultur. Im unabhängigen indischen Nationalstaat wurde das Kulturerbe herangezogen, um die Geschichte der Nation neu zu schreiben. Als Hort des Kulturerbes fungierten die neu etablierten Museen, welche die zivilisatorischen Leistungen der Nation zur Schau stellten.¹⁴ Denkmäler wurden zu nationalen Erinnerungsorten stilisiert, die zur Stiftung von kollektiven Identitäten beitragen sollen, indem sie die Gemeinsamkeiten zwischen Menschen hervorhoben, die ihrerseits jedoch in vielschichtigen, vielleicht multiplen Vergangenheiten eingebettet waren – genau wie der *Koh-i-noor*. Hierbei übernahm der offizielle Diskurs zum Kulturerbe etliche Taxonomien und Werturteile der westlichen Moderne, zum Beispiel die Überzeugung, dass die Nation auf einem säkularen Prinzip der Identität, der Zeit und des Geschichtsbewusstseins ruht und dass die Zugehörigkeit zur Nation die religiöse Identität der Bürger ersetzen würde. Benedict Anderson und andere betrachten die Nation als Ersatz-Religion mit eigenen Ideologien und Ritualen.¹⁵ Anschließend wurde dieses Verständnis eines homogenen, auf gemeinsamen Erinnerungen beruhenden Kulturerbes als Zeichen der nationalen Identität von Eliten der jungen Nationen in die internationale Welt – in Organisationen wie etwa der UNESCO – getragen und ist in ihre Vorstellungen eingeflossen. Aber wie stabil ist dieses Konstrukt von Kulturerbe? Und welche Vorstellung von Kultur liegt ihm zugrunde?

Um auf diese Frage einzugehen, erzähle ich Ihnen eine weitere Geschichte aus dem indischen Kontext. Wir sind im Jahr 1917 und befinden uns in der ostin-



2 Skulptur aus dem Maurya Reich (3. Jahrh. v. Chr.)

dischen Provinz von Bihar. In einem kleinen Dorf namens Didarganj am Ufer des Ganges entdeckte ein junger Muslime, Sayyid Muhammad Azimul, einen großen Steinblock am Flussufer, den die Erosion an die Erdoberfläche gebracht hatte.¹⁶ Beim Ausgraben des Steins bemerkte er, dass das, was zunächst nach einer flachen Oberfläche ausgesehen hatte, ein Sockel für eine fabelhafte, mehr als zwei Meter große Statue aus poliertem Sandstein war. Die sinnlich gestaltete weibliche Figur (Abb. 2) entspricht in ihrem Körperbau, ihrer Kleidung und ihrem Schmuck den Schönheits-

idealen der aristokratischen Gesellschaft nordindischer Königreiche. Ihr fehlt der linke Arm, über die rechte Schulter drapiert hält sie einen Fliegenbesen; die Spitze der Nase ist abgebrochen, trotzdem lächelt sie den Betrachter gelassen-enigmatisch an. Gleich infolge der Entdeckung kamen unterschiedliche Gruppen aus der damals in Indien tätigen Kolonialverwaltung zum Einsatz – Archäologen, Kunsthistoriker, Museumsexperten – und brachten unterschiedliche Erklärungen und Ansprüche hervor. Anhand ihrer kunstwissenschaftlichen Expertise wurde die Statue identifiziert und datiert: Es handele sich um eine Skulptur aus dem Maurya Reich (3. Jahrhundert v. Chr.), sowohl das wertvolle Material als auch ikonographische und stilgeschichtliche Eigenschaften ließen diese Bestimmung zu. Ikonographisch gehörte die Statue zur besonderen Gattung der *Yakshi*, weiblicher Gottheiten, die für Wohlstand, für natürliche Fülle und Fruchtbarkeit standen. Derartigen Statuen schrieben die gläubigen Hindus anthropomorphe Eigenschaften zu, in Dörfern wurden ihnen unter Bäumen kleine Schreine errichtet; Man bot ihnen Blumen, Weihrauch, Speisen und Getränke dar.¹⁶ Die religiöse Bedeutung seines Fundes begriff der junge Muslime Azimul sofort; als die Mitbewohner des Dorfes von seiner Entdeckung erfuhren, nahmen sie die Statue, die sie als Glücksbringerin und Geschenk der Götter deuteten, und errichteten ihr einen Schrein.

Die Angelegenheit wurde zum Konfliktfall, denn nun kamen sehr unterschiedliche, teils gegensätzliche Ansprüche zum Ausdruck, und zwar an erster Stelle die Ansprüche des Staates, der das Objekt als Teil des Kulturerbes sah. Die Polizei betrachtete die Tat der Dorfbewohner als Diebstahl, als einen Verstoß gegen das neue Antiquitätengesetz. Aus Sicht des Staates, unterstützt durch die Expertise von Archäologen und Kunsthistorikern, gehörte die Statue ins neu gegründete Museum der Provinzhauptstadt Patna, in dessen Besitz sie sich bis heute – genannt nach ihrer Fundstelle – befindet. Gegen den Staat richteten sich die Ansprüche der Dorfbewohner, die in ihrer religiös legitimierten emotionalen Beziehung, die sie zu ihrer *Yakshi*-Figur hielten, begründet waren. Der Fall brachte unterschiedliche Autoritäten ins Spiel: Auf der einen Seite standen der Kolonialstaat und die neu für die Kolonie geschaffenen Institutionen und Disziplinen – das Museum, die Archäologie und die Kunstgeschichte, der Begriff Kulturerbe. Auf der anderen standen die religiösen Praktiken der Menschen – der Glaube an die sakralen, anthropomorphen Attribute der Gottheit, die in ihren Augen eine eigene Handlungsmacht besaß.¹⁸ Dem Konflikt lag die zentrale Frage nach der Identität des Objektes selbst zu Grunde. Er problematisiert ein Dilem-

ma: Inwiefern ist die durch die Moderne bewirkte Transformation eines Kultobjektes in ein Kunstwerk im Sinne von Walter Benjamin ein universeller, eindeutiger und auf gemeinsamen Auffassungen beruhender Prozess?¹⁹ Es lässt sich beobachten, dass innerhalb einer Gesellschaft, die zu einer einzigen Nation gehört, Erinnerungen, Geschichtsbilder, Emotionen und Zeitstrukturen kaum einheitlich sind. Die nationale Identität, wie sie sich in dem oben geschilderten Fall artikuliert, bewirkt kaum das Ausradieren anderer Selbstdeutungen, kultureller Strukturen und Unterschiede, seien sie religiöser, ethnischer oder sprachlicher Art. Vielmehr existieren verschiedene Identitätsschichten nebeneinander, zum Teil stehen sie in einem Spannungsverhältnis zueinander.

In dem oben geschilderten Fall könnte argumentiert werden, es handele sich einfach um eine noch nicht vollzogene Modernisierung. Diese Vermutung aber lässt sich schlecht beweisen, denn die Gesellschaft hat sich zwar in bestimmten Bereichen „modernisiert“, ein Umstand allerdings, der die Koexistenz verschiedener kultureller Auffassungen nicht ausschließt. Wir haben vielmehr ein Beziehungsgeflecht zwischen multiplen Zeiten und Erinnerungsstrukturen. Das stellen wir auch heute, fast hundert Jahre später, noch fest. In unserer globalisierten Gegenwart stellen moderne Museen unter der kunsthistorischen Gattung Skulptur zahlreiche Plastiken aus. Ursprünglich gehörten sie zur Außenarchitektur von Tempeln, heute werden sie als einzelne Skulpturen in Museen präsentiert. In anderen Fällen waren es Statuen von Göttern, die ursprünglich ihren Platz in den rituellen Zusammenhängen von Tempeln hatten, die sich heute in den Vitrinen von Museen befinden. Kuratoren und Kunsthistoriker haben diese Einzelobjekte sämtlich als Kunstwerke klassifiziert, sie bestimmten Stilrichtungen zugeordnet; ihre Eigenschaften sind nun Teil eines kunsthistorischen Diskurses. Doch die zahlreichen Besucher aus ländlichen und städtischen Gegenden, welche die Museen anziehen, bringen keine einheitlichen kulturellen Voraussetzungen oder Betrachtungsweisen mit. Der säkulare Gegenstand, den wir als Kunstwerk betrachten, muss in den Augen vieler Besucher seine religiöse Identität nicht verlieren, denn für viele, auch für moderne Hindus, sind beide Eigenschaften vereinbar. Bilder oder Statuen von Göttern werden als anthropomorphe Gegenstände wahrgenommen, die, wenn sie sich in einem Museum oder außerhalb des rituellen Ortes befinden, in einem vorübergehenden Zustand von „suspendierter göttlicher Potenz“ sind, die jederzeit wieder animiert werden könnten. Kunstwerke können also ihre religiösen Eigenschaften ins Museum mit hinübertragen.

Gehen wir von der Grundprämisse aus, Gesellschaften verfügten über eine transkulturelle Vergangenheit, so kann Kulturerbe ein umstrittenes, konfliktbeladenes Phänomen werden. Dieses Phänomen habe ich für eine indische Fallstudie untersucht, für den Denkmalkomplex um die erste Moschee der Stadt Delhi.²⁰ Die Studie fragt nach denjenigen historischen, transkulturell konstituierten Erfahrungen von Menschen, die über die Begriffsbildung historischer Bauten sowie ihre Stilisierung als *lieux de mémoire* ausgeblendet werden. In welchem Spannungsverhältnis steht der wissenschaftliche oder offizielle Erinnerungsdiskurs zu den komplexen und vielfältigen Praktiken der Benutzung von Gebäuden in Vergangenheit und Gegenwart, die sich stets überlagern und innerhalb eines einzigen Gedächtnisortes mehrere, oft konfligierende Sinndeutungen stiften? In der ersten aus wiederverwendetem Material von Tempelbauten errichteten Moschee der Stadt Delhi – so das Argument – fungieren Material und Raum als Erinnerungsträger für die sehr heterogenen Benutzer dieses Gebäudes, dessen palimpsestartige Geschichte heute im Spannungsfeld von religiösem Fundamentalismus, nationaler Konsensbildung und populärer Frömmigkeit steht.²¹ Die Überlagerung von Praktiken und Diskursen, von konfligierenden Sinndeutungen und Akkulturation innerhalb eines einzigen Gedächtnisortes, die über mehrere Jahrhunderte wirkte, macht die Moschee zu einem umstrittenen Ort der Erinnerung.

Kommen wir zum Museum zurück, das den Hort für das Kulturerbe einer Nation bildet. Das Museum, eine in unzählige lokale Dynamiken verwickelte globale Institution, hat sich mit der Zeit zunehmend pluralisiert.²² Trotz postmoderner Wandlungen bleibt das Museum in seiner Selbstdeutung aber grundsätzlich eine pädagogische Institution. Museen stehen im engen Zusammenhang mit der Erziehung von Menschen zu Staatsbürgern, denn sie sind, historisch gesehen, zum Zeitpunkt der Geburt demokratischer Gesellschaften entstanden. Das Museum ist in zweierlei Hinsicht eine wichtige Einrichtung einer Demokratie: Erstens macht es Werke und Objekte der Öffentlichkeit zugänglich, die vorher in Besitz von Monarchen oder der Kirche waren – aber nun zum nationalen Kulturerbe gehören. Zweitens – und dies folgt aus dem ersten Aspekt – ist das Museum mit der pädagogischen Funktion ausgestattet, den Staatsbürger zu erziehen. Der Historiker Dipesh Chakrabarty spricht von zwei Modellen der Staatsbürgerschaft, die er das „pädagogische“ und das „performative“ Modell nennt.²³ Während der früheren Phase der Entstehung von demokratischen Gesellschaften – in Europa ab der Französischen Revolution und über den großen Teil des 19. Jahrhunderts hinweg –

wurde eine pädagogische Auffassung von Bürgertum vertreten, die besagte, dass der Mensch nicht automatisch von Geburt an Staatsbürger sei, sondern dazu erzogen werden müsse. Er müsse beweisen, dass er über die notwendigen Fähigkeiten verfüge, um seine Rechte besitzen und ausüben zu können. Er bräuchte also die angemessene Form der Erziehung – das Vermögen, Kultur zu verstehen, zwischen Formen zu differenzieren, die Fähigkeit, rational und abstrakt zu denken. Diese Erziehung wurde als Grundlage von staatsbürgerlicher Kompetenz betrachtet; hier spielten, zusammen mit Schulen, Universitäten, Bibliotheken und Archiven, auch die Museen eine zentrale Rolle. Das zweite, „performative“ Modell der Staatsbürgerschaft bilde, so Chakrabarty, eine spätere Entwicklung innerhalb von Demokratien, die am Anfang nicht allen Menschen die gleichen Rechte gewährleisteten.²⁴ Die frühen Demokratien differenzierten unter Staatsbürgern aufgrund von Geschlecht (Frauen erhielten das Wahlrecht fast hundert Jahre später), sozialer Zugehörigkeit oder Hautfarbe. All diese Gruppen, denen die politischen Rechte der Staatsbürgerschaft am Anfang verwehrt blieben, haben im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts durch politische Handlungen diese Rechte erkämpft bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Staatsbürgerschaft nicht mehr vom Bildungsgrad abhing, sondern einem Menschen von Geburt an gehörte. Wichtige Beispiele für eine „handlungsorientierte“ Staatsbürgerschaft bieten die Bewegungen von Frauen, von ethnischen Minderheiten und Migranten in multi-ethnischen Gesellschaften. Alle zogen die in einer Demokratie verfügbaren Mittel – die Medien, Vereine oder den öffentlichen Protest – heran und tun es weiterhin, um ihren Status als Staatsbürger zu reklamieren und sichtbar zu machen. Die beiden Modelle von Staatsbürgerschaft, das „Top-down“- und das „Bottom-up“-Modell, bilden jedoch keine lineare Abfolge, sondern existieren in Gesellschaften der Gegenwart nebeneinander. Der Prozess der Staatsbürger-Werdung hat sehr unterschiedliche, konträre Erinnerungen erzeugt. Dadurch fand eine Pluralisierung des Verständnisses von Kulturerbe statt, die vor allem in multiplen Erinnerungsdiskursen sichtbar wird, die heute in neuen Museen zum Ausdruck gebracht werden.

Chakrabarty zitiert als Beispiel ein Museum, das zum Ort performativen Handelns wurde, das „District Six Museum“ in Kapstadt, Südafrika.²⁵ District Six war während der Zeit der Apartheid eine gemischte Kapstadter Siedlung: Zwischen 1966 und 1984 wurde sie buchstäblich „bulldozed“, gewaltsam eingeebnet, um sie zu einem exklusiven Wohngebiet für Weiße zu machen. Über Nacht verloren Tausende von Menschen



3 „District Six Museum“ in Kapstadt, Südafrika

ihre Wohnungen und Familienmitglieder, ganze Nachbarschaften wurden auseinander gerissen und zerstört. Im Jahr 1994, nach dem Ende des Apartheidstaates, entstand hier als Handlung zur performativen Staatsbürgerschaft ein Museum, das zum Erinnerungsort wurde, um dort des Kampfes gegen rassistische Diskriminierung und Gewalt zu gedenken. Das Museum diente von Beginn an als Plattform, um Recht und Gerechtigkeit einzufordern. Es wurde zum Ort der Reflexion und kritischen Hinterfragung solcher Narrative der Vergangenheit, die Erfahrungen von Opfern rassistischer Gewalt in der Gesellschaft supprimieren. Es wurde zum Ort alternativer Deutung von Geschichte, erzeugt durch eine Vorstellung von Kulturerbe, die nicht mit der offiziellen Konstruktion nationaler Identität übereinstimmt. Die Menschen brachten eigene Gegenstände ins Museum, kuratierten Ausstellungen, die die alten Erinnerungen diskursiv verarbeiteten, um ein alternatives Gedächtnis zu schaffen (Abb. 3). So werden Identität und Gedächtnis prozesshaft durch gelebte Erfahrung konsolidiert. Identität ist nicht mehr eine verfestigte Zuschreibung, sondern bildet eine Selbstdeutung, die stets dem Wandel unterliegt und gängige Narrative hinterfragt und unterminiert.

Eine besondere Gattung von Erinnerungsstätten im Herzen der westlichen Gesellschaften, welche der Geburtsort von demokratischen Nationen waren und die heute eine Pluralisierung von Kulturerbe und Erinnerungsdiskursen erleben, sind die Museen der Migration. Es handelt sich um ein sich schnell verbreitendes Genre von Museen in den Städten der „westlichen“ Welt: Ellis Island in New York, das jüngere Musée de l'Immigration in Paris und ähnliche Museen in Zürich, Halifax, Melbourne oder Bremerhaven (Auswandererhaus),²⁶ die ein Ergebnis von performativer Staatsbürgerschaft und ein Kennzeichen moderner multi-ethnischer Gesellschaften sind. Sie werden als paradigmatischer Ausdruck einer Transnationalisierung von Erinnerungskultur gedeutet. Im 2007 eröffneten „Cité National de l'Histoire de l'Immigration“ in Paris (Abb. 4) haben sich die Kuratoren selbstbewusst eine postkoloniale Sichtweise angeeignet als Antwort auf die Politik des damaligen Präsidenten Nicolas Sarkozy, denn das Ministerium hatte das Museum als pädagogische Stätte für die „Integration“ von Migranten vorgesehen, um ihnen die „französische“ Leitkultur beizubringen. Dagegen hebt das kuratorische Konzept des Museums die kulturelle Pluralität Frankreichs hervor. Es zeigt, auf

welche Weise die „französische“ Kultur transkulturell konstituiert wurde – zunächst durch die koloniale Vergangenheit und dann bereichert durch die Kulturen von Einwanderern.²⁷ Die Gemeinschaft von Migranten machte diesen „Erinnerungsort“ zum Standort weiterer Handlungen. Er wurde zum Ort von Protesten, zum Beispiel, um das Recht auf legale Arbeit einzufordern. Indem die Menschen das Museum als „ihren“ Raum stets aneignen, bleibt es an der kontinuierlichen Gestaltung von Identitäten beteiligt. Hier findet eine Grenzüberschreitung zwischen Vergangenheit und Gegenwart statt. Das Museum als Hort von Gegenständen aus vergangenen Zeiten wird zugleich Standort der Entfaltung gegenwärtiger Geschichte. Weitere Grenzen, etwa zwischen Innen- und Außenraum, zwischen Gegenstand und Kontext, zwischen Kurator und Betrachter, werden regelmäßig aufgelöst; die Akteure übernehmen alle Funktionen – das Narrativ über Erinnerung und Kulturerbe wird nicht verfestigt, sondern bleibt offen.

Die oben beschriebenen Beispiele, die auf unterschiedliche Modelle von Staatsbürgerschaft hinweisen oder von konträren Auffassungen innerhalb einer und derselben Struktur oder kulturellen Einheit berichten, deuten auf die „Kräfte“ der Erinnerung, welche die nationalstaatlich geprägten Formen von Gedächtnis und Kulturerbe brüchig gemacht haben. Es stellt sich die

Frage, welche Definition von Kultur dem gängigen Begriff eines homogenen, stabilen Kulturerbes zugrunde liegt. Solche Vorstellungen, die davon ausgehen, dass Kulturen zwangsläufig homogen und ethnisch eingegrenzt seien und sich voneinander genau an den territorialen Grenzen moderner Nationalstaaten scheiden, sind heute durch die vielfältigen Erfahrungen von Migration und globaler Verflechtung kaum tragbar. Zugleich regt das Spannungsverhältnis zwischen Begrifflichkeit und kultureller Praxis an, auch die Vergangenheit anhand eines dynamischeren Konzepts von „Kultur“ zu erschließen: hier kann der Ansatz der Transkulturalität produktiv sein.²⁸ Aus transkultureller Sicht wird Kultur aus Konstellationen grenzüberschreitender Mobilität konstituiert. Sie ist also einem stetigen Prozess der Fortentwicklung unterworfen. Dieser Ansatz macht Akteure, Prozesse und Phänomene jenseits der bisher als statisch verstandenen Kulturgrenzen im Sinne einer historischen Diskursanalyse „sagbar“ und ermöglicht dabei eine als polyvalent und reziprok konzipierte Beziehungsgeschichte. Aus transkultureller Sicht wäre auch die Beziehung zwischen Kultur, Identität und Nation neu zu fassen: Wäre es nicht sinnvoller, die Nation nicht mehr als Verbindung einer dominanten Kulturgruppe (oder Leitkultur) mit einer Anzahl atomistischer, eher hermetischer „Minderheiten“ zu konzipieren, sondern als ein Feld disparater und verstreuter, autonom und gleichzeitig überlappend agie-



4 „Cité National de l'Histoire de l'Immigration“, Paris

render und historisch geformter Identitäten, deren Wege sich stets kreuzen und die an Prozessen der Abgrenzung wie des Austauschs beteiligt sind.²⁹ Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass Nationen stets durch transkulturelle Beziehungen geformt sind, in die Objekte, Gebäude und Praktiken verwickelt sind und für die nationale Identität konstitutive Wirkung besitzt.

Am Anfang meines Beitrags stand ein solches wanderndes Objekt, das mehrere Nationen mit gleichem Recht als ihr Kulturerbe beanspruchen könnten, da sie alle an seiner Geschichte Anteil hatten. Zum Schluss bringe ich ein anderes, uns viel näher liegendes Beispiel, das nicht unähnliche Fragen aufwirft. Die Geschichte hat bewirkt, dass unzählige wandernde Gegenstände über sehr unterschiedliche Wege – Sammlertätigkeiten, Praktiken des Schenkens, Welthandel, Beute, koloniale Appropriation – über den Globus verteilt sind. Inzwischen haben sie eine Heimat fern von ihrem „Ort des Ursprungs“ gefunden – und haben durch ihre Anwesenheit und die Geschichte ihrer Mobilität eine neue Heimat mitgeformt. Dieses kosmopolitische Kulturerbe bildet die Grundlage einer weiteren Gattung von Museum, einer neuen Kategorie „Museum der Welt“. Es stellt sich die Frage: Versuchen wir, die Welt unter einem Dach unterzubringen – oder besser hinter einer Fassade – etwa der Fassade eines nachgebauten Preußischen Schlosses? Nach welchem Prinzip kann dies geschehen? Über welche Wege kann die Geschichte der unzähligen wandernden Gegenstände sichtbar gemacht werden? Und was bedeutet wanderndes Erbe für Selbstdeutung und Erinnerungsdiskurse der Kulturen selbst, die es kreuzt und bewohnt? Mit diesen Herausforderungen setzen sich aktuell die Planer und Kuratoren des künftigen Berliner „Humboldtforums“ auseinander. Das Projekt bietet eine große Chance, gängige Diskurse von Kulturerbe neu zu reflektieren – und es birgt die Gefahr, aus dem reichhaltigen und vielfältigen Erbe eine neue Bastion im Herzen Europas zu errichten.

¹ Zur Geschichte des Koh-i-noors s. Howard, Stephen: *The Koh-i-noor diamond: the history and the legend*, London 1980; Mersmann, Arndt: „Diamonds are forever“. Appropriations of the Koh-i-noor, in: Tetzeli von Rosador, Kurt (Hg.): *Anything shows: Victorian material culture*, Journal for the Study of British Cultures (Themenheft), 8. Jg., H. 2, 2001, S. 175–191. Vgl. auch Tavernier, Jean-Baptiste: *Travels in India* by Jean-Baptiste Tavernier Baron of Aubonne, hg. u. übersetzt v. William Crooke und Valentin Ball, 2. Bde, New Delhi 1977 (zuerst 1925), Bd. 2, S. 331–348.

² Balfour, Ian: *Famous Diamonds*, London 1997, S. 170; Jaffer, Amin: *Indian Princes and the West*, in: Maharaja: *The Splendor of India's Royal Courts*, hg. von Anna Jackson / Amin Jaffer / Deepika Ahlawat, Ausstellungskatalog Victoria & Albert Museum, London 2009, S. 194–227, hier S. 212.

³ Mersmann, Arnd 2001 (wie Anm. 1), S. 188.

⁴ Anderson, Benedict: *Imagined communities: reflections on the origins and spread of nationalism*, 3. erw. Ausgabe London 2006 (Erstausgabe 1983); dt.: *Die Erfindung der Nation*. Zur Karriere eines folgereichen Konzepts, 2. Ausgabe mit einem Nachwort von Thomas Mergel, Frankfurt a. Main 2005.

⁵ Droysen, Johann Gustav: *Historik*, Textausgabe von Peter Leyh, Stuttgart 1977 (Erstausgabe 1857), S. 10–11.

⁶ Bereits 1925 hat Maurice Halbwachs das Konzept des „kollektiven Gedächtnisses“ geprägt, um Geschichtsbilder, Mythen und Erinnerungsformen als gesellschaftliche Konstruktionen zu erschließen. Vgl. Halbwachs, Maurice: *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris 1952 (Erstausgabe 1925); dt.: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt a. Main 2008.

⁷ Anknüpfend an Halbwachs s. Assmann, Jan: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: *Kultur und Gedächtnis*, hg. v. Jan Assmann / Tonio Hölscher, Frankfurt a. Main 1988, S. 9–19; Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999; Assman, Aleida: *Auf dem Weg zu einer europäischen Gedächtniskultur*, Wien 2012.

⁸ Nora, Pierre (Hg.): *Les lieux de mémoire*, 7 Bde, Paris 1984–1992.

⁹ Für eine aus kolonialer und postkolonialer Sicht kritische Auseinandersetzung mit dem Werk von Pierre Nora, s. die Beiträge in Sengupta, Indra (Hg.): *Memory, History, and Colonialism. Engaging with Pierre Nora in Colonial and Postcolonial Contexts*, Beiheft des Bulletin des German Historical Institute, London 2009.

¹⁰ Anderson, Benedict, 2006 (wie Anm. 4).

¹¹ Der Begriff „travelling concept“ ist der Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal entliehen, s. Bal, Mieke: *Travelling concepts in the humanities: a rough guide*, Toronto 2002.

¹² Ausführlicher dazu: Juneja, Monica / Falser, Michael: *Kulturerbe – Denkmalpflege transkulturell: eine Einleitung*, in: *Kulturerbe – Denkmalpflege transkulturell: Grenzgänge zwischen Theorie und Praxis*, hg. v. Michael Falser / Monica Juneja, Bielefeld 2013, S. 15–33, hier 22–23.

¹³ Das *Archaeological Survey of India* (ASI) wurde 1861 gegründet und ist bis heute die einzige für die Denkmalpflege verantwortliche staatliche Einrichtung Indiens. Zu ihrer Geschichte vgl. Singh, Upinder: *The Discovery of Ancient India: Early Archaeologists and the Beginnings of Archaeology*, Delhi 2007. Zur Entstehung der Kunst- und Architekturgeschichte: Juneja, Monica: *Architecture in Medieval India – Forms, Contexts, Histories*, New Delhi 2001, S.1–35; Guha-Thakurta, Tapati: *Monuments, objects, histories: institutions of art in colonial and post-colonial India*, New Delhi 2004.

¹⁴ Zum Thema: No touching, no spitting, no praying: the Museum in South Asia, hg. v. Saloni Mathur / Kavita Singh, *Visual and Media Histories*, Vol. 3, hg. v. Monica Juneja, New Delhi 2014.

¹⁵ Anderson, Benedict, 2006 (wie Anm. 4).

¹⁶ Zur Geschichte dieser Entdeckung, s. Davis, Richard H.: *Lives of Indian Images*, Princeton 1999, S. 3–6.

¹⁷ Dehejia, Vidya: *Indian Art*, London 1997, S. 65–66. Die jüngere Forschung, so Dehejia, datiert dieses Werk auf den Zeitraum um 1. Jh. n. Chr.

¹⁸ Davis, Richard 1999 (wie Anm. 16).

¹⁹ Benjamin, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (Die französische Erstfassung „L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée“ erschienen in der Zeitschrift für Sozialforschung, Nr. 5, 1936, S. 40–68), hier verwendet die dritte Fassung, online: <http://www.artelab.uni-bremen.de/~robbe/KunstwerkBenjamin.pdf>, dort S. 8–10.

²⁰ Juneja, Monica: *Materielle Appropriation, Kulturerbe und Er-*

- innerungsdiskurse. Der Denkmalkomplex um das *Qutb Minar* in Delhi, in: Falser / Juneja 2013 (wie Anm. 12), S. 33–48.
- ²¹ Ausführlicher in Juneja 2013 (wie Anm. 20).
- ²² Eine Perspektive aus Asien bietet der Band Mathur / Singh 2014 (wie Anm. 14).
- ²³ Chakrabarty, Dipesh: Museums in late democracies, in: Humanities Research, 9. Jg., H. 1, 2002, S. 5–12.
- ²⁴ Chakrabarty, Dipesh, 2002 (wie Anm. 23), S. 6.
- ²⁵ Chakrabarty, Dipesh, 2002 (wie Anm. 23), S. 9–10.
- ²⁶ Baur, Joachim: Die Musealisierung der Migration: Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multi-kulturellen Nation, Bielefeld 2009.
- ²⁷ Vgl. Museum international, 59. Jg, H. 1–2, 2007, Cité National de l'Histoire de l'Immigration (Themenheft), hg. v. Isabelle Vinson.

- ²⁸ Den Begriff der Transkulturalität bzw. Transkulturation prägte zuerst der Anthropologe Fernando Ortiz 1940. Im deutschsprachigen Raum hat ihn in jüngerer Zeit der Philosoph Wolfgang Iser zum heuristischen Modell erklärt. Für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Konzept s. Falser / Juneja 2013 (wie Anm. 12), vor allem S. 15–24; s. auch: Understanding Transculturalism. Monica Juneja and Christian Kravagna in Conversation, in: Transcultural Modernisms, hg. v. Model House Research Group, Wien 2013, S. 22–33.
- ²⁹ Juneja, Monica 2013 (wie Anm. 20).

Bildnachweis

Abb. 1: Controller of Her Majesty's Stationery Office, London

Abb. 2: Patna Museum, Indien

Abb. 3 und 4: Monica Juneja

Der Pranger von Bahia, das Kreuz von Pommersfelden: Globalisierungsdiskurse und lokale Aushandlungsprozesse als Herausforderungen für die Denkmalwissenschaftenⁱ

The Pillory at Bahia, The War Memorial at Pommersfelden:
Discourses of globalization and local processes of negotiation as challenges
for the Heritage Sciences

English Summary

The term “heritage” evoked in the essay’s title articulates an oft-neglected aspect of the debate surrounding historic monuments: namely, that cultural heritage is a product not of professional or academic evaluations, but of complex processes of appropriation within society (“Whose heritage?”). The essay addresses the sensitive question of interpretative authority and analyses three very different cases of the appropriation of cultural heritage:

– *As a result of an extensive campaign of restoration and rehabilitation, the UNESCO World Heritage-designated Pelourinho Quarter of the Brazilian town of Salvador da Bahia (Brazil) has become a showplace for tourists. Yet many Brazilians locate their country’s “black heritage” in this former colonial quarter, named for the pillory used to punish slaves – an astonishing development that now seems threatened due to the questionable quality of the restorations.*

– *In Tunisia, fault lines in the processes of heritage appropriation reveal inner conflicts and cultural divisions within society. The most prominent sites of Roman antiquity are highly valued by experts and the urban elite, but their continued existence is threatened due to indifference on the part of local populations. In contrast, many of the Sufi religious sites that form an integral part of everyday life are not officially listed as historic monuments – and have recently come under threat from radical Islamist iconoclasts.*

– *The war memorial in the German town of Pommersfelden, erected in 1934, calls upon its viewers to “learn to die”. Only recently, and only after persistent interventions from outside the community, has this command been challenged and the memorial come to be perceived as contaminated heritage.*

Historische Gebäude und Orte sind heute vielerorts populär. In Deutschland werden städtebauliche Fragen mit breiter Anteilnahme diskutiert. Die Wiederaufbau-Debatten in Dresden, Berlin und anderswo haben Emotionen mobilisiert – und auch beträchtliche Geldbeträge. Nicht zuletzt erfreuen sich die hochrangigen Denkmalstätten ungewohnten Zulaufs. Vor allem die von der UNESCO global als Welterbe vermarkteten Stätten erweisen sich als wahre Publikumsmagneten. Auch die Stadt Bamberg profitiert von dem Welterbe-Label, dessen Verleihung sich kürzlich zum zwanzigsten Mal jährte. Seit 1993 hat sich die Zahl der Übernachtungen von gut 250.000 auf über eine halbe Million erhöht, dazu kommen heute noch gut sechs Millionen Tages-touristen.¹ Gerade aus der hohen Aufmerksamkeit für die wenigen privilegierten Denkmale und Kulturstätten

ergibt sich für die institutionalisierte Denkmalpflege das Problem, dass sich zunehmend eine Zweiklassen-gesellschaft herausbildet: hier die sogenannten High-lights, allseits beliebt und profitabel, dort der Alltag, mit häufig umstrittenen oder kostspieligen Maßnahmen und einer ganzen Reihe „ungeliebter“ Denkmale.

Bedrängt von Kürzungs- und Gängelungsansprü-chen scheint die institutionelle Denkmalpflege darüber hinaus – und das wiegt schwerer – ihren einst großen Rückhalt in der Öffentlichkeit zunehmend einzubüßen. War Denkmalschutz in den 1970er Jahren von einer bürgerlichen Protestbewegung beflügelt, die sich auch gegen die Unwirtlichkeit der Städte und gegen eine kalte Wachstumspolitik mit radikalen Sanierungspro-grammen und Flächenabrissen richtete, scheinen Bin-

ⁱ Der Aufsatz beruht in den Grundzügen auf der Antrittsvorlesung des Autors an der Otto-Friedrich Universität Bamberg am 10. Juni 2013.



1 „Gott behüte uns vor... Denkmalschutz“: Hausinschrift in Bamberg

denkmalpflege heute seltsam schwach. Von vielen wird sie vor allem als eine Verhinderungs- und Behinderungsbehörde wahrgenommen (Abb. 1).² Das „Baudenkmal“ scheint in der öffentlichen Wahrnehmung rapide an Bedeutung zu verlieren. Die Kollegin Marion Wohlleben berichtet aus der Schweiz, dass der Begriff Denkmal dort tatsächlich im Verschwinden begriffen sei, und heute vor allem von Kulturgut und Patrimoine culturel gesprochen wird.³ In dieser Verschiebung zeichnet sich womöglich eine tiefer greifende Wandlung ab, deren Bedeutung noch nicht wirklich abzuschätzen ist. In Begriffen wie Erbe, Patrimonium oder Erinnerungsort wird nämlich eine Einengung des Denkmalsbegriffs rückgängig gemacht, die sich für die letzten 100 Jahren gerade in der deutschsprachigen Debatte nachzeichnen lässt. Diese – folgeschwere – Einengung ließe sich zuspitzen auf eine Verkürzung des Baudenkmalbegriffs von einem symbolisch aufgeladenen und identitätsstiftenden *Monument Historique*, als das es mit der französischen Revolution entstanden ist, zu einem zeitgeschichtlichen Dokument.⁴ Das Baudenkmal, das heute aufgrund seiner gesetzlich festgeschriebenen und von Experten zu prüfenden Bedeutung unter Schutz gestellt wird, dient vor allem als ein *Beleg* für eine bestimmte Epoche, für eine Stilrichtung, für eine historische Lebens- oder Produktionsform. Das Monument ist so ruhiggestellt als Beispiel eines abgeschlossenen Kanons. Die Summe der Denkmale wird imaginiert als ein gebautes Archiv der Geschichte. Wo an die Stelle einer produktiven Aneignung des Kultur-

erbes die historisch exemplarische Archivierung eines Baubestands getreten ist, verliert Denkmalpflege an Bindungsfähigkeit und Relevanz. Denkmale erhalten: warum wir das tun, was es uns angeht, wo es unsere Gefühle berührt, und was das für uns bedeuten kann – diese Fragen kommen in einem verengten Denkmalsbegriff systematisch zu kurz.⁵

Hier öffnet der Begriff des Erbes tatsächlich neue Perspektiven. Das Denkmal steht für etwas Vergangenes, das Erbe aber müssen wir uns immer erst aneignen – es liegt in gewisser Hinsicht vor uns.⁶ Schon J. W. Goethe weiß um diesen Zusammenhang, wenn er Faust in seinem großem Monolog sagen lässt: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“⁷ Legitimes Erben ist mehr als das Weiterreichen eines Wertgegenstands. Erst wer die seltene Geige zum Klingen bringt, so könnte man in diesem Sinne sagen, ist legitimer Erbe. Auch bei Hegel ist das Erbe eng mit dem Begriff der Arbeit verbunden.⁸ Erst die Arbeit des Geistes sorgt dafür, dass die überlieferte Erbschaft keine Sache der Vergangenheit bleibt: „Erben ist zugleich Empfangen und Antreten der Erbschaft (...). Das Empfangene ist (... durch Geistesarbeit) verändert und bereichert worden und zugleich erhalten.“⁹ Der französische Philosoph Jacques Derrida hat diesen Gedanken weitergeführt mit Formulierungen wie, Erbe heiße nicht, dass wir etwas haben oder bekommen, oder dass irgend eine Erbschaft uns eines Tages um dies oder jenes bereichern wird, sondern „dass unser Sein in erster Linie Erbschaft ist“. Das Erbe sei niemals

ein „Gegebenes“, sondern immer eine „Aufgabe“.¹⁰ Erben ist hier unlösbar mit dem menschlichen Dasein verwoben – es ist mit unserer Existenz und unserer Identitätsfindung auf das Engste verknüpft. Erben als ein Erwerben und Aneignen aufzufassen heißt, auf den einschlägigen Spezialfall des Kulturerbes bezogen, dass hier nicht nur eine fachwissenschaftliche Aufarbeitung gefragt ist, sondern vor allem eine gesellschaftliche Erarbeitung. Erbe ist, das werden die folgenden Beispiele zeigen, immer eine Auseinandersetzung um kulturelle Identität. In der Ablösung des Leitbegriffs Denkmal durch das Kulturerbe zeichnet sich in meinen Augen ein folgenreicher Paradigmenwechsel ab, der neue Konfliktfelder öffnet, aber auch Chancen, die aktuelle Legitimitätskrise zu überwinden.

Den gesellschaftlichen Widersprüchen wissenschaftlich nachzugehen und sie für eine Denkmaldebatte fruchtbar zu machen ist eine echte Herausforderung für ein Fach, das traditionell weniger auf Aneignungsprozesse und Deutungskonflikte ausgerichtet ist, als auf technische Fragen der materiellen Erhaltung. Die UNESCO, die mit ihrer Welterbe-Konvention entscheidend zur Popularisierung des Begriffs beigetragen hat, hat diese Herausforderung nur zögernd angenommen. In dem 1972 verabschiedeten Text werden Konfliktpotential und Ambivalenzen der Erbe-Aneignung zuge deckt unter Beschwörungsformeln von „Erbes der Welt“ und „allen Völkern der Welt“; wie gehabt wird die Vorstellung eines gemeinsamen Schatzes proklamiert, den es zu bewahren und weiterzugeben gilt.¹¹ Mit dem Welterbe-Label verschärfen sich sogar vielerorts die Konflikte zwischen normativen, westlich geprägten Denkmal-Vorstellungen und lokalen Sinnstiftungsprozessen; also zwischen dem, was auf der Liste als „outstanding cultural value“ firmiert, – und dem, was lokal jeweils als Erbe verstanden und angenommen wird.¹² Zu wenig Aufmerksamkeit wird bisher dem Umstand geschenkt, dass die Erarbeitung des Kulturerbes von Fall zu Fall entlang sehr unterschiedlicher Konfliktlinien verlaufen kann. Einige paradigmatische Fälle konflikthafter Erbeaneignung sollen im Folgenden mit Beispielen aus Brasilien, Tunesien und Deutschland schlaglichtartig aufgezeigt werden.

Koloniales und „schwarzes“ Erbe. Das Pelourinho-Viertel in Salvador da Bahia

Salvador da Bahia, die erste Hauptstadt Brasiliens, ist mit drei Millionen Einwohnern noch heute die drittgrößte Stadt des Landes. Das historische Stadtzentrum, das im 17. und 18. Jahrhundert während der Blütezeit

der Zuckerrohrplantagen angelegt worden ist, gilt als die größte erhaltene Kolonialstadt der Neuen Welt überhaupt und ist 1985 zum UNESCO Welterbe geadelt worden.¹³ Der zentrale Teil der Altstadt, der sogenannte Pelourinho, zu deutsch Pranger, ein lange verwahrlostes und armes Viertel, ist seit den 1970er Jahren in mehreren Kampagnen und mit internationalen Geldern durchgreifend saniert worden (Abb. 2).¹⁴ Heute ist die Altstadt Bahias die wichtigste touristische Attraktion im armen Nordosten Brasiliens und für die wirtschaftlich unterentwickelte Stadt ein bedeutender Wirtschaftsfaktor.

Die Bewertung dieser Sanierungs- und Rettungsaktion hängt nun davon ab, welche Fragen man stellt und welche Kriterien anlegt werden. Soziologen und einheimische Aktivisten beklagen zu Recht, dass bei den rigorosen Sanierungskampagnen die Rechte der hier lebenden Bevölkerung über Jahrzehnte hinweg systematisch übergangen worden sind.¹⁵ Den Pelourinho hatte vor der Sanierung ein durchaus typisches Schicksal ereilt. Das ehemals vornehme Wohngebiet wandelte sich im Laufe der Zeit zu einem regelrechten Slum.



2 Welterbe als Fassadismus: Häuser im sanierten Pelourinho, Salvador da Bahia

Seit den 1930er Jahren war hier das größte innerstädtische Prostitutionsviertel. In den zwei- bis dreistöckigen Bürgerhäusern lebten teilweise mehr als 100 Menschen dicht gedrängt in Verschlägen, die durch Pappwände nur notdürftig abgeteilt waren. Eine Spirale von Armut, Ausbeutung und fehlenden Investitionen führte zu zunehmendem Verfall. Immer mehr Häuser stürzten schließlich ein.¹⁶ Die seit 1970 durchgeführten Sanierungsmaßnahmen waren wesentlich von der UNESCO und Weltbank finanziert und mit einer mehr oder weniger systematisch betriebenen Umsiedlungspolitik verbunden, wobei gerade in der Frühzeit viele Bewohner ohne nennenswerte Entschädigung aus den Häusern geworfen wurden, während sie später meistens in den Betonsilos der Peripherie unterkamen. Im Rahmen der Sanierung wurde der Pelourinho zu einem Geschäftsviertel mit touristischer Infrastruktur. In den Erdgeschossen sind heute durchgängig Gewerberäume untergebracht, darüber herrscht oft Leerstand. 1995 besuchten ca. eine Million Touristen den Pelourinho – heute dürften es weitaus mehr sein.

Ein sozialpolitisch beschämendes Projekt – wirtschaftlich eine Erfolgsgeschichte? Zu fragen wäre, wieso der Geldgeber – immerhin eine Unterorganisation der UNO – nicht höhere soziale Standards durchsetzen konnte. Und auch aus denkmalpflegerisch-fachlicher Sicht entsprechen diese Sanierungsarbeiten keineswegs den international geforderten Standards. Ziel der Arbeiten war, das Kolonialviertel in einen sogenannten „Ursprungszustand“ zu versetzen. Leitbild war also das 17. und 18. Jahrhundert unter Tilgung aller späteren Veränderungen. Darüber hinaus war es eine reine Fassadenpflege; das Innere der Häuser wurde mehr oder weniger radikal den neuen Nutzungsbedingungen unterworfen, selbst die Fassaden ohne historische Genauigkeit in einem stark typisierenden Kolonialstil hergerichtet, bzw. gleich vollständig rekonstruiert.¹⁷ All das lässt sich mit den Forderungen der maßgeblichen Charta von Venedig (1964) nicht in Einklang bringen. Wirtschaftliche Ertüchtigung geht einher mit homogenisierenden Verschönerungsmaßnahmen – einer Art synthetischer Stadtbildpflege – wie sie allerdings auch in Europa lange praktiziert wurde und heute noch viele Anhänger hat.¹⁸ Wer etwas über das Wohnen in der Kolonialzeit Brasiliens erfahren will, wird in diesen trotz ihrer pittoresken Vielfarbigkeit merkwürdig sterilen Kulissen ebenso wenig belehrt, wie jemand, der sich für die innerstädtischen Elendsviertel des 20. Jahrhunderts mit ihren komplexen Beziehungsgefügen und prekären Räumlichkeiten interessiert, die Jorge Amado so eindrucksvoll in seinen Bahia-Romanen beschrieben hat. Der sanierte Pelourinho

scheint in vieler Hinsicht ein bedauerliches Produkt des Globalisierungsprozesses, wo unter dem Welterbe-Label eine Perle aus der Kolonialzeit und die Interessen der Bewohner gleichermaßen den Profitinteressen der Tourismusindustrie geopfert wurden. Hat die Stadt ihr Erbe hier also nicht angetreten, sondern es verraten und verkauft?

Um diese Frage zu beantworten, sind nun fachwissenschaftliche Kriterien wenig valide. Der Kölner Dom, heute so fest im Selbstbewusstsein der Kölner verankert wie höchstens noch der Karneval, wurde von den meisten Kunsthistorikern nach seiner Fertigstellung als plumpe Fälschung, als Zerstörung eines mittelalterlichen Monuments geschmäht; Georg Dehio, einer der Wortführer der modernen Konservierungsideologie, kommentierte die neugotische Vollendung, die „die alte Kunst“ nicht „zu wahren Leben“ habe erwecken können, mit einem Jesuswort: „Lasset die Toten ihre Toten begraben“ (Matthäus 8:22).¹⁹ Der nach der Befreiung von französischer Fremdherrschaft als „Nationaldenkmal“ konzipierte Kölner Dom ist andererseits ein besonders anschauliches Beispiel fortwährender gesellschaftlicher Umdeutungs- und Aneignungsprozesse. Ersonnen von patriotischen Kämpfern für ein freies geeintes und republikanisches Deutschland, wurde das Projekt unter preußischer Herrschaft im Zeichen der Restauration vollendet²⁰ – gegen den Willen der Liberalen, die, wie schon Heinrich Heines' berühmtes Wintermärchen zeigt, nur mehr Spott für die als rückwärtsgewandt verstandene Domvollendung übrig hatten.²¹

Welchen Stellenwert, welche Bedeutung hat und hatte aber das Pelourinho-Viertel für die Selbsterzählung der Stadt? Gerade Monumente der Kolonialzeit erfahren in der Regel sehr unterschiedliche Bewertungen, je nachdem ob die eigenen Vorfahren eher der Täter- oder der Opferseite zugerechnet werden.²² Salvador da Bahia war nicht nur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die erste Hauptstadt der portugiesischen Kolonie, die Stadt war *der* Dreh- und Angelpunkt für den Sklavenhandel in Südamerika. Ca. 40% der aus Afrika in die Sklaverei Verschleppten, insgesamt 4–5 Millionen Menschen, wurden in Bahia angelandet und auf dem Sklavenmarkt verkauft. Das Pelourinho-Viertel – ein Wohngebiet der ehemaligen Sklavenhalter, dessen Name sich ableitet von dem zentralen Platz, auf dem Sklaven oft wegen geringer Vergehen am Schandpfahl öffentlich gefoltert und zur Schau gestellt wurden – dieses Viertel scheint auf den ersten Blick wenig geeignet als ein Erinnerungsort und kollektives Erbe; zumal in einer Stadt wie Bahia, die sich bis heute durch

einen für brasilianische Verhältnisse ungewöhnlich hohen Anteil von dunkelhäutigen Menschen auszeichnet.

Erste, in Bahia zusammen mit Soziologen unternommene Sondierungen zeigen dagegen, dass das historische Stadtzentrum im kollektiven Bewusstsein einen starken Bezugspunkt bietet und auch überregional als ein identitätsstiftender Raum besetzt ist: auf der mythischen Landkarte Brasiliens steht Salvador da Bahia mehr als jede andere Stadt für die afrikanischen Wurzeln der Gesellschaft.²³ In diesem Zusammenhang ist von Bedeutung, dass Salvador da Bahia ganz wesentlich ein innerbrasilianisches Reiseziel ist: fast 80% der Touristen hier sind Brasilianer.²⁴ Das „schwarze“ Erbe manifestiert sich in Bahia vor allem in zwei allgegenwärtigen immateriellen Phänomenen: in der Capoeira und den Bajanais. Capoeira ist ein Kampftanz, dessen Ursprung in Nigeria verortet wird und als dessen Hauptstadt sich Bahia versteht.²⁵ Wie wohl alle Brauchtümer – denken wir an den Karneval oder die Fastnacht – ist die heutige Capoeira Produkt von Wiederaneignungen und Transformationen. Seit dem 18.

Jahrhundert belegt als eine von Sklaven praktizierte Kampftechnik spielt sie eine legendäre Rolle in der Geschichte des schwarzen Widerstands. Sicher ist, dass sie später als urbane Kampftechnik städtischer Straßengangs eine Rolle spielte – und bis 1937 verboten war. Der Wiederaufschwung zum Massenphänomen steht in Verbindung mit der Black Power-Bewegung der 1960er Jahre. Capoeira wird heute wieder in vielen Sport- und Tanzschulen der Stadt vermittelt, – und sie wird überall in den Straßen Bahias vorgeführt. Bemerkenswert ist, dass, anders als in den USA, wo Black Power eine Abgrenzungserscheinung vom weißen Mainstream war, das „schwarze“ Erbe in Brasilien eine folkloristische, durchaus Mainstream-taugliche Konsensfigur darstellt.²⁶

Überall präsent im Stadtbild Bahias sind auch die Bajanais (Abb. 3), weiß-gewandete Frauen mit weißen Turbanen, die einen beliebten Imbiss anbieten: das Acarajé. Dieses Gericht, krokettenartige Bällchen aus gemahlenen Bohnen, Krabben und Gewürzen, ist ebenfalls afrikanischen Ursprungs. Wichtiger für den hohen



3 Identitätsstiftende Götterspeise: Baiana mit Acarajé

Stellenwert, den die Bajanass in der Stadtgesellschaft genießen, ist ihre enge Verbindung zum Candomblé, einer lange verbotenen polytheistischen Untergrundreligion, die aus Westafrika importiert worden ist. Die Bajanass waren ursprünglich so etwas wie heilige Frauen – noch heute wird das „Amt“ von Mutter auf Tochter vererbt – und der Straßenverkauf diente lange der Finanzierung der verbotenen Religion. Selbstverständlich sind die Bajanass heute auch allgegenwärtiges Marketingprodukt für das Stadtimago, von Brunnenskulpturen und Souvenirs bis zur Bahia-Ausgabe der Barbiepuppe. Tatsächlich schreibt die Stadtverwaltung den Imbiss-Verkäuferinnen heute die traditionelle Tracht verbindlich vor. Doch obwohl die religiöse Aufladung der Bajanass im Schwinden begriffen ist, ist der Kauf und Verzehr von Acarájé ein vielschichtig aufgeladener Brauch: das afrikanische Essen ist gleichzeitig Kultspeise der Götter; und es wird von Frauen angeboten, die sich traditionell als Mittler zu den Göttern und Heiligen berufen fühlten; es ist praktizierte Erbe-Pflege.²⁷

Die Altstadt von Salvador da Bahia, soviel lässt sich zusammenfassend sagen, ist ein Raum der ständigen Wiederaufführung einer selbstbewussten und auch nostalgischen Africanitá – und gerade Bahia fühlt sich dabei zum Hüter eines Erbes berufen, das auf dem schwarzen Kontinent längst dem Modernisierungsprozess zum Opfer gefallen ist.²⁸ In Bahias kolonialen Kulissen versichert sich eine ethnisch gemischte Gesellschaft ihres „schwarzen“ Erbes, feiert sich eine Nation, die ihren Stolz aus dem Bewusstsein zieht, dass hier aus vielfältigen Mischungen etwas ganz Neues und Eigenes entstanden ist. Wenn es unsere Aufgabe ist, Erbe durch Arbeit jeweils wieder anzueignen, muss die Umdeutung des im Schatten des Prangers gewachsenen kolonialen Stadtviertels zur Konsensfigur einer imaginären Africanitá als eine glückliche verstanden werden. Um so mehr mag man bedauern, dass der Reichtum des baulichen Erbes durch homogenisierende Maßnahmen, die von vordergründiger Stadtbildpflege geleitet waren, seine Vielschichtigkeit und Widersprüch-

lichkeiten eingebüßt hat und mehr oder weniger zur Kulisse degradiert worden ist.ⁱⁱ

Fremdes Erbe – bedrohtes Erbe. Antike Grabungsstätten und Sufi-Heiligtümer in Tunesien

Blicken wir auf ein anderes postkoloniales Land, in dem die Situation vieler Baudenkmale tatsächlich prekär ist, auf Tunesien. Das Land, das sich mit der Unabhängigkeit 1956 klar auf eine säkulares Staats- und Rechtsverständnis verpflichtete, ringt seit der Nelkenrevolution um die richtige Balance zwischen westlich geprägter Moderne und islamischen Traditionen. Die Frage nach „kultureller Identität“ wird von unterschiedlichen Gesellschaftsgruppen verschieden beantwortet. Auch stehen einer produktiven Aneignung und Akzeptanz des Kulturguts sehr unterschiedliche Widerstände entgegen.

Besonders reich ist Tunesien an antiken Stätten. Auf der Welterbeliste der UNESCO firmieren immerhin drei antike Stätten: Die Ruinen von Karthago und das Amphitheater von El Djem, die 1979 als erste tunesische Stätten überhaupt gelistet worden sind, und, seit 1989, das antike Thugga.²⁹ Jenseits dieser exklusiven Liste harren viele Stätten einer angemessenen Erforschung und Erschließung. Bulla Regia z. B. im armen Nordwesten des Landes, das seit dem ersten Jahrhundert unter römischer Herrschaft prächtig ausgebaut worden ist. Bedeutend sind die zahlreichen ungewöhnlich gut erhaltenen antiken Privathäuser der antiken Stadt, die wegen der Hitze teilweise unterirdisch angelegt worden sind. Reich mit Mosaiken verziert und oft mit den originalen Deckenkonstruktionen erhalten, ist hier die Räumlichkeit antiker Wohnverhältnisse so anschaulich zu erfahren, wie sonst wohl nur in Pompei. International erfreuen sich diese Stätten hoher fachlicher Wertschätzung; Bulla Regia wird derzeit unter anderem mit Geldern des Getty Conservation Instituts er-

ii 2014 sind bei einem weiteren Besuch in Salvador da Bahia die negativen Folgen dieser Kulissendenkmalpflege unübersehbar. Der Gang durch die Altstadt bestätigt eine fortschreitende „Säuberung“ und Homogenisierung des Viertels als Kulisse einer zunehmend konfektionierten Tourismus-Industrie. Das immaterielle schwarze Erbe hingegen – die Musik, die Tanzgruppen vor allem – scheint sich in die angrenzenden, noch nicht sanierten Viertel verzogen zu haben. Alarmierend ist die Erfahrung, dass am Rande der Konferenz „Berlin/Salvador: Reapropriação urbana entre marketing e autoafirmação“ (Wiederaneignung der Stadt zwischen Marketing und Selbstbehauptung; Goethe-Institut Salvador da Bahia, 3.-4.4.2014) – ganz anders als vor vier Jahren! – im Zusammenhang mit der Altstadt-Sanierung über schwarze Wurzeln nicht mehr gesprochen wurde; jetzt war nurmehr von einer Open-Air-Shopping-Mall und ähnlichen kommerziellen Aspekten die Rede. Offensichtlich ist mit der Herstellung eines homogenen, von einer postkartenauffinen Kolonial-Architektur geprägten Viertels eine breite Erbe-Landschaft stark reduziert worden. Man könnte sogar von einer Reduktion des einst breiten Erbeverständnisses durch Architektonisierung (genauer: durch Zuweisung der Erbebestimmung des Pelourinho-Viertels an die Bauten der Kolonialzeit) sprechen: Die bunten Fassaden der Häuser posieren nun als „Denkmale“ der Kolonialzeit, während die komplexeren Aneignungen des „schwarzen Erbes“, die ehemals im Pelourinho verortet waren, nun in andere Stadträume verdrängt worden sind. Eine sehr gemischte Bilanz für eine Welterbe-Stätte.

forscht und gesichert.³⁰ Auch die staatliche Denkmalpflege fühlt sich den antiken Stätten in hohem Maße verpflichtet. Tatsächlich wendet sie seit Beginn ihrer Institutionalisierung im 19. Jahrhundert regelmäßig den Großteil ihrer überschaubaren Ressourcen für die Erforschung und den Schutz des antiken Erbes auf. Die griechische und römische Antike gilt auch hier als Wiege der Kultur.

Diese emotionale Beziehung ist allerdings auf eine schmale städtische und europäisch gebildete Schicht beschränkt, für die die Zugehörigkeit zur Kultur des Mittelmeerraums identitätsbildend ist. Auf dem Land sind weniger Raubgräberei und Vandalismus das Hauptproblem, als ein fast völliges Unverständnis für das antike Erbe. Die tunesischen Landsiedlungen und Kleinstädte weisen in der Regel keine Siedlungskontinuität zu den römischen Orten auf, die bei der arabischen Invasion zerstört wurden. Bulla Regia etwa wurde erst 1906 unter den Sanddünen wiederentdeckt. Da es im schwach entwickelten Nordwesten des Landes keinen nennenswerten Tourismus gibt, fehlt es auch an kommerziellen Anreizen, diese hochrangigen Erbestätten zu unterhalten. Im Gegenteil nehmen die Anwohner die abgezaunten archäologischen Stätten, die einer herkömmlichen Nutzung entzogen sind, als Störfaktor war. So gibt es ganz in der Nähe von Bulla Regia regelmäßig Konflikte um die Grabungsstätte Musti.³¹ Seit den 1960er Jahren wurden hier in mehreren Kampagnen bedeutende Reste einer kaiserzeitlichen römischen Stadt auf dem Handelsweg nach Karthago ergraben. Bedeutung und Ausmaße bezeugen unter anderem drei Tempel und die Thermenanlage sowie die außerhalb des eigentlichen Grabungsgebiets aufrecht stehenden Stadttore. Ebenfalls gut zu erschließen ist die höher gelegene byzantinische Siedlung mit ihrer christlichen Kirche sowie eine Festungsanlage des 6. Jahrhunderts. Heute ist die Anlage teilweise von einem modernen Friedhof überbaut, der sich in der Nähe eines Sufi-Heiligengrabs unbekannten Alters angesiedelt hat. Die Kleinstadt Al Krib, in Sichtweite der Ruinen gelegen, fühlt sich durch das weitläufige Grabungsgebiet in ihren Entwicklungsmöglichkeiten beschnitten, durch eine erst verhältnismäßig kurz bekannte Erbestätte, die sich zudem in keine ethnische, religiöse oder nationale Selbsterzählung fügt. Im Rahmen des Projekts „Patrimoine Architectural en Tunisie: Sauvegarde et Mise en Valeur“³² haben wir mit tunesischen Kollegen versucht, hier Wege aufzuzeigen, diese und andere archäologische Stätten stärker im öffentlichen Bewusstsein zu verankern und nachhaltiger zu nutzen.³³ Denn solange die Anwohner das antike Erbe nicht im oben zitierten Sinne als etwas begreifen, das vor ihnen liegt,

wird die Lage dieser schwer zu bewachenden Stätten prekär bleiben.

Nun ist es keineswegs so, dass den bildungsfernen Schichten Tunesiens das Konzept des baulichen Erbes unzugänglich wäre. Hauptwerke der islamischen Architektur, voran die großen Moscheen, von denen viele schon in den 1910er und 20er Jahren unter Schutz gestellt worden sind, sind als Kulturerbe unbestritten. Auch die Medinas der alten islamischen Städte, von denen Tunis, Sousse und Kairouan als UNESCO-Welterbe gelistet sind, werden selbstverständlich als wirtschaftliche und kulturelle Zentren angenommen. Sie erscheinen im Wortsinne bedeutend. Prekär ist dagegen derzeit die Situation einer anderen islamischen Denkmalgruppe: der sogenannten Marabouts, kuppelbekrönten Grabmälern von heiligen Männern und – seltener – Frauen. Manche dieser Grabbauten sind durchaus monumental, andere fügen sich ganz unspektakulär in das Stadtbild. Es sind oft versteckte Orte, die sich den Touristen nicht leicht erschließen und die erst im Inneren ihr hohes Alter und ihre Bedeutung erkennen lassen. Pilger und Gläubige suchen diese Gräber auf, um an der Wunderkraft der hier beigesetzten Heiler und Weisen teilzuhaben.

Mit der Revolution sind diese heiligen Orte in den Fokus von radikalen muslimischen Gruppierungen geraten. Das tunesische ICOMOS-Nationalkomitee wandte sich im März 2013 mit einem Hilferuf an die Öffentlichkeit.³⁴ Seit 2011 sind über 80 Marabouts zerstört worden, darunter die Grabstätte von Sidi Bou Said, eines Mystikers und Sufi des frühen 13. Jahrhunderts, im gleichnamigen Künstlerdorf bei Tunis, das durch August Mackes und Paul Klees Tunisreise auch in Europa eine gewisse Bekanntheit erlangt hat. Das Grab, das später in einen Moscheekomplex einbezogen worden ist, ist am 12.1.2013 durch einen Brandanschlag verwüstet worden.³⁵ Der Hass der Muslimbrüder richtete sich hier gegen eine ältere Form des Islam, die ihnen als Aberglaube und Götzendienst gilt, und zwar mit demselben Argument, mit dem in Europa einst die reformatorischen Bilderstürmer Heiligengräber und -statuen zerstört haben: Nur zu Gott, nur zu Allah darf gebetet werden, nicht aber zu seinen wundertätigen Mittlern. Dieses rigoristische Islamverständnis war dem Maghreb bisher fremd. Viele der verehrten Weisen sind darüberhinaus als Gründungsfiguren populär. Auch der Ort Sidi Bou Said ist benannt nach dem Heiligen, aus dessen Grabanlage der als Ausflugsziel beliebte Künstlerort hervorgegangen ist. Wie stark die emotionale Bindung auch der in weiten Teilen säkularen Bevölkerung an diese „Stadtheiligen“ bis heute ist, zeigt, dass

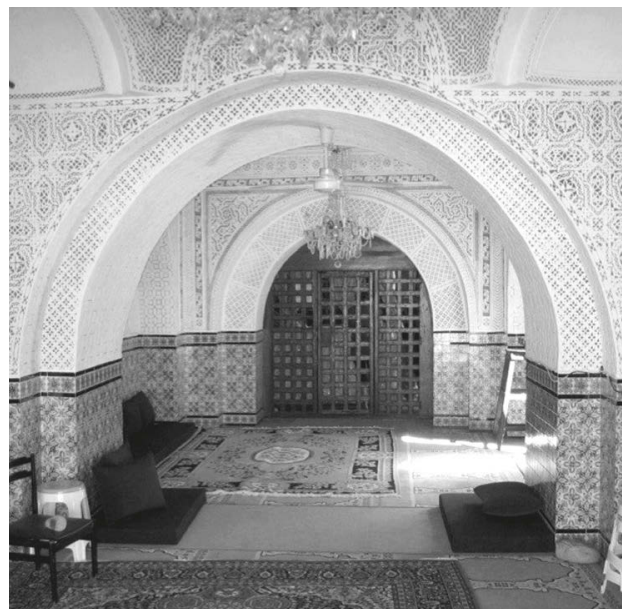
die unmittelbar nach den Anschlägen vom Institut National du Patrimoine und der Gemeinde durchgeführten Restaurierungsarbeiten auch mit Hilfe von privaten Spenden schnell abgeschlossen werden konnten (Abb. 4).³⁶ Bei den Marabouts ist die Situation so eine grundsätzlich andere, als bei den antiken Stätten, die außerhalb einer schmalen Bildungselite kaum als Erbe wahrgenommen werden. Die Marabouts sind, auch wenn sie oft nicht formal als Denkmale klassifiziert sind, wichtige Erinnerungsorte und auch jenseits von religiösen Zugehörigkeiten auf eine selbstverständliche Art in den Alltag integriert. Gefahr droht ihnen nicht durch Indifferenz, sondern durch neue und teilweise mit Gewalt durchgesetzte Deutungsansprüche über Erbe.

In der vielfach fraktionierten Erbe-Landschaft des postrevolutionären Tunesiens zeigt sich, dass die Aneignung des Kulturerbes ein nie abgeschlossener Prozess ist, ein Prozess, der auch konflikthaft, ja schmerzhaft verlaufen kann. Die lokalen Auseinandersetzungen um die Bedeutung von archäologischen Stätten und Baudenkmalern sind in globale Diskurse eingebunden, aber nicht von ihnen abhängig oder steuerbar. Was als Erbe erarbeitet, was zurückgewiesen wird (das Sufi-Grab – die archäologische Stätte), darüber entbrennen immer wieder Konflikte – auch, wie das letzte Beispiel zeigen wird, in Deutschland.

Ungeliebtes Erbe. Kriegerdenkmal Pommersfelden

In Pommersfelden beim viel besuchten Barock-Schloss Weißenstein steht neben der Kirche ein monumentales

Kriegerdenkmal – drei jeweils ca. vier Meter hohe Steinkreuze, deren Inschrift schnell das Interesse auf sich zieht: „lernt Glauben – lernt Kämpfen – lernt Sterben“, steht dort in fein gemeißelten Lettern (Abb. 5). Unter einem Reliefstein mit marschierender Truppe sind die Namen aller im Ersten Weltkrieg Gefallenen des Ortes verzeichnet. Das verdeckt eingravierte Datum der Aufstellungszeit bietet keine Überraschung: 1935 errichtet, mit der zeittypischen Aufforderung, Sterben zu lernen, zur Einstimmung auf einen neuen Krieg, der die Niederlage und den „Schandfrieden“ von Versailles tilgen sollte. Darf ein solches Monument unkommentiert in der sanften fränkischen Landschaft stehen, als eine Art pervertiertes Golgatha? Der neue Krieg endete, wie wir heute wissen, in einer weit katastrophaleren Niederlage, die nicht nur die fast vollständige Zerstörung der deutschen Städte mit sich brachte, sondern große Teile der Erde verwüstete und ein geteiltes Deutschland zeitweilig zum Paria der Staatengemeinschaft machte, für immer verbunden mit den in seinem Namen „gegen die Menschlichkeit“ begangenen Verbrechen und dem Holocaust. Um die Antwort vorweg zu nehmen: nein, darf es nicht. Und seit 2013 steht das Denkmal auch nicht mehr unkommentiert in der Landschaft. Am 20. 3. 2013 hat der Gemeinderat – bei einer Gegenstimme – beschlossen, „das Kriegerdenkmal in Pommersfelden mit einer Hinweistafel zu versehen, damit der geschichtliche Kontext der vorhandenen Inschrift (...) für heutige Betrachter historisch beleuchtet wird.“³⁷ Kurze Zeit später wurde tatsächlich eine entsprechende Tafel aufgestellt, auf der es heißt: „Die Gestaltung des Kriegerdenkmals trägt in seiner Ausführung den sich steigernden aggressiven Geist während des Nationalsozialismus in sich. Vor allem die Inschrift der drei Kreuze (...) er-



4 Konflikträchtiges Erbe: Grab Sidi Bou Said bei Tunis Januar und November 2013

scheint vor dem Hintergrund eines Weges hin zum Weltkrieg als bedenklich.“

Trotz der nicht wirklich geglückten Formulierung könnte man also sagen, Ende gut, alles gut? Rekonstruiert man die Vorgeschichte dieser Hinweistafel, fällt auf, wie spät das Problem im Ort überhaupt thematisiert worden ist. Zur Geschichte des Denkmals lässt sich Folgendes zusammentragen:

Das Kriegerdenkmal wurde vermutlich unter maßgeblicher Beteiligung des evangelischen Pfarrers Karl Geuder errichtet. Der Entwurf stammt von dem Erlanger Architekten Adelbert Bischof.³⁸ Die Einweihung wurde groß begangen mit Nazi-Prominenz und 16 Kriegervereinen. In der lokalen Presse hieß es: „Ein selten schönes Kleid hatte unser Ort für diesen Tag angelegt, außer frischem Grün an den Häusern flatterten die Fahnen des neuen Reiches und verkündeten dem Fremden von einem Tag der Ehre. (...) Hoch ragen die drei Kreuze gegen Himmel mit den Worten ‚lernt Glauben! lernt Kämpfen! lernt Sterben!‘. Im Hintergrund treten die Gemäuer der alten Schlossruine ins Bild und geben dem ganzen einen tiefen Eindruck.“³⁹

Pfarrer Geuder, selbst ein Veteran des Ersten Weltkriegs, sprach damals „kernige Worte“ und erinnerte an die Zeit der Entbehrungen und den Heldenmut der Kameraden. Bürgermeister Heinikel versprach, dass die Gemeinde dieses Ehrenmal zu schätzen und zu schützen wisse. Und zu guter Letzt richtete noch Kreisleiter Förtsch für den Führer Grüße und Worte des Dankes an die Versammelten und erinnerte daran, dass „uns das Blut der Gefallenen verpflichte, damit es nicht umsonst geflossen ist. Diese Pflicht können wir heute leicht tragen, denn der Gefreite Adolf Hitler hat Deutschland aus der Zeit der Schmach und Schande herausgerissen und den Taten der Helden wieder ihre Ehre gegeben...“.⁴⁰

Aus diesen Umständen eine besondere Affinität des Dorfes zum Nationalsozialismus abzuleiten, wäre vorschnell. 1935 war auch das Jahr, in dem der Widerstand der bayrischen Landeskirche gegen ihre Eingliederung in die gleichgeschaltete Reichskirche ihren Höhepunkt fand.⁴¹ Die zeitweilige Festsetzung des Landesbischofs mobilisierte viele evangelische Gemeinden zum Widerstand. Auch in Pommersfelden hielt Pfarrer Geuder demonstrative Trauergottesdienste ab und der 1933 gewählte Kirchenvorstand des Ortes stand geschlossen hinter ihm.⁴² Doch taugen diese bemerkenswerten Ereignisse auch nicht, um eine grundlegende Opposition gegen das rassistische Regime zu konstruieren. Vielsa-

gend ist, dass sich viele der Protagonisten ein „Machtwort des Führers“ erhofften, um die Übergriffe der Reichskirche auf die bayerische Landeskirche zu beenden. Das Denkmal selbst, dessen grundlegende Einordnung in die Typologie der Kriegerdenkmäler noch aussteht, ist ideologisch durchaus zwiespältig. Der Rekurs auf das Kreuzmotiv war 1935 jedenfalls nicht naheliegend. Wortführer der linientreuen Deutschen Christen forderten vielmehr eine Rückbesinnung auf den „heldischen Jesus“ und wollten gerade die „übertriebene Herausstellung“ des Gekreuzigten verhindern.⁴³

Jenseits dieser historischen Einordnung ist es vor allem der Umgang mit dem Kriegerdenkmal bis in die jüngste Vergangenheit, der Fragen aufwirft. Die Gemeinde hat das „Ehrenmahl“ tatsächlich lange Zeit „in Ehren gehalten“. Es wurde weiterhin als Gefallen-Denkmal genutzt. Für die Toten und Vermissten des Zweiten Weltkriegs, für die der Platz nicht mehr reichte, ergänzte man 1955 die Anlage um zwei seitliche Steine. Selbstverständlich wurde es gepflegt und ausgebessert. Noch 1992 wurde es für 20.000 D-Mark restauriert, gereinigt, abgefräst, sandgestrahlt, die Inschrift nachgearbeitet und mit Funcosil imprägniert.⁴⁴

Einerseits ist hier eine gewisse Kluft zwischen institutioneller und lokaler Bewertung spürbar. Auf der gerade evaluierten Denkmalliste von Pommersfelden finden sich die Ruine der Wasserburg, die Ev. Pfarrkirche, Rathaus, Pfarrhaus und Mühle, der Gasthof, ein ehem. Gasthof, sechs Wohnhäuser, dazu eine Hausmadonna sowie der Friedhof mit seinen Grabdenkmälern des 18. Jahrhunderts.⁴⁵ Das Kriegerdenkmal, immerhin eines der wenigen erhaltenen dieser Zeit, fand hier nicht Eingang. Andererseits lässt sich auch eine Diskrepanz zwischen lokaler Bewertung und äußerer Wahrnehmung konstatieren. Bei meinem ersten Besuch 2012 war mir die Vorstellung geradezu unerträglich, dass der Ort mit diesem „lernt Glauben, lernt Kämpfen, lernt Sterben“ leben kann, dass es den Einwohnern wenig ausmacht, ihrer Toten unter diesem Spruch zu gedenken. Immer wieder, so weiß man im Pfarrhaus, meldeten sich irritierte oder verärgerte Besucher wegen des Kriegerdenkmals im Pfarrhaus. Ein nicht näher genannter Kollege – ein Historiker aus dem Rheinland, wie es heißt – hat mit seiner Intervention sogar erreicht, dass 1999 eine Gemeinderatssitzung über den Fall beraten hat.⁴⁶

Eingebracht wurde schließlich der Vorschlag, die inkriminierte Inschrift abzuweissen, eine durchaus fragwürdige Lösung, sich des Erbes zu entledigen. Das Thema wurde in der Sitzung durchaus kontrovers dis-



5 „...lernt Sterben“: Kriegerdenkmal in Pommersfelden

kutiert. Dafür, die Inschrift zu belassen, wurde mit dem Argument geworben, man solle die Vergangenheit nicht „auslöschen“; überdies sei das Kriegerdenkmal ein Mahnmal. Teilweise wurde aggressiv lokale Zuständigkeit eingefordert: „Wenn das einem aus dem Rheinland nicht passt, soll er halt daheim bleiben“. ⁴⁷ Die Befürworter der Lösungsaktion dagegen argumentierten mit der ideologischen Belastung des Denkmals („Jeder weiß, wie das gemeint ist. Das gehört weg.“) oder wollten gleich die ganze Anlage entfernen und ein „zeitgemäßes“ Denkmal für die Gefallenen aufstellen. Schließlich votierten drei Räte für das Entfernen des Schriftzugs, zehn sprachen sich dagegen aus. Bevor das Thema im Oktober 2012 erneut auf der Tagesordnung stand, wurde ein Kostenvoranschlag eingeholt, der bei 1.000 € für die Abmeißelung der Inschrift lag. Erneut wurde die Vorlage abgelehnt mit der denkwürdigen Begründung, dass „die Inschrift verschiedene Beurteilungen“ zulasse. ⁴⁸ Erst im dritten Anlauf konnte der Konflikt im Gemeinderat durch die bereits geschilderte Lösung und die Aufstellung eines kommentierenden Schildes aufgelöst werden.

In dieser Auseinandersetzung zeigt sich einmal mehr, wie stark Erbe zu emotionalisieren und polarisieren vermag. Pommersfeldener wie Auswärtige haben dieses Denkmal offensichtlich beide als *ihr* Erbe reklamiert und nur lange Zeit unterschiedliche Konsequen-

zen daraus gezogen. Überwog für erstere die Bedeutung der Kreuze als ein Denkmal für die Gefallenen des Ortes, konnten und wollten letztere oft nicht über den ideologischen Hintergrund hinwegsehen. Hier geht es auch um die Deutungshoheit einer Epoche und die Frage, ob wir den politischen Repräsentanten von Pommersfelden das Recht auf einen zumindest eigenwilligen Umgang mit dem gemeinsamen Nazi-Erbe durchgehen lassen. An diesem Erinnerungsort wird deutlich, dass sich gerade in Bezug auf den Nationalsozialismus lokale und globale Erinnerungsdiskurse durchdringen, die im Widerstreit zueinander stehen. Das Kriegerdenkmal steht für ein kontaminiertes Erbe, für das erst unter Mühen und Streit eine mehrheitsfähige Lektüre erarbeitet werden konnte. Die amtliche Denkmalpflege hält das nationalsozialistische Monument nicht für denkmalwürdig im Sinne des § 1 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes und hat sich an den Debatten nicht beteiligt.

Prozesse der Erbe-Aneignung, das ist hoffentlich mit diesen sehr unterschiedlich gelagerten Beispielen deutlich werden, sind für die Identitäten von Gemeinschaften – lokaler, nationaler, und anderer – von vitaler Bedeutung. In den hier nur skizzierten Herausforderungen der Erbe-Aneignung muss die Denkmalpflege ihre Rolle wieder entschiedener wahrnehmen. Dabei ist es nicht ihre Aufgabe, die Aneignungsprozesse zu

harmonisieren oder reibungslos zu gestalten, sondern vielmehr, die Vielschichtigkeit des Erbes zu sichern, seine Komplexität und Widersprüchlichkeit zu erhalten und auszuhalten. In ihrer Sorge um die Materialität des Denkmals kümmert sie sich um die Ressource, die den „Streitwert“ des Erbes lebendig hält, die Vereinahmung und Einordnung in glättende Lektüren verhindern kann, andere, abweichende Deutungen offen hält. Die Fragen nach Identität, nach Selbstbild und Konsens einer Gesellschaft müssen wieder stärker in den Wirkungsfeldern der Denkmalpflege verankert werden, damit das Erbe etwas bleibt, das vor uns liegt.

- 1 Zahlen für 2013. Vgl. <http://tourismusforum.bamberg.info/wp-content/uploads/2014/02/Jahresbericht-2013-Bamberg-Tourismus.pdf> (31. Januar 2014).
- 2 Vgl. Vinken, Gerhard: Amt und Gesellschaft. Bewertungsfragen in der Denkmalpflege, in: Denkmal – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichem Engagement, hg. von Birgit Franz und Gerhard Vinken (Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 23), Holzminden 2014, S. 19–28.
- 3 Marion Wohlleben, Gibt es ein neues Verständnis vom Denkmal? Überlegungen zum aktuellen Denkmalbegriff, in: Franz, Birgit/Vinken, Gerhard 2014 (wie Anm. 2), S. 29–36.
- 4 Euler-Rolle, Bernd: Der „Stimmungswert“ im spätmodernen Denkmalkultus. Alois Riegl und die Folgen, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 59. Jg., H. 1, 2005, S. 27–34.
- 5 Vinken, Gerhard 2014 (wie Anm. 2), S. 22–25.
- 6 Vgl. Willer, Stefan / Weigel, Sigrid / Jussen, Bernhard (Hg.): Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur, Berlin 2013, hier besonders Willer, Stefan: Kulturelles Erbe. Tradieren und Konservieren, ebd. S. 160–201.
- 7 Goethe, Johann Wolfgang von: Faust. Der Tragödie erster Teil, Tübingen 1808, S. 50.
- 8 Willer, Stefan 2013 (wie Anm. 6), S. 161f., 165f.
- 9 Einleitung zu den Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie (1817), in: Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Werke, hg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 18, Frankfurt a. M. 1986, S. 21f.
- 10 Derrida, Jaques: Marx' Gespenster. Der Staat, die Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale, übers. von Susanne Lüdemann, Frankfurt a. M. 2004, S. 81f.
- 11 Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt (1972; deutsch 1977), Vorrede. <http://www.unesco.de/welterbe-konvention.html> (31. Januar 2014).
- 12 Ashworth, Gregory / Brian Graham (Hg.): Pluralising Pasts. Heritage, Identity and Place in Multicultural Societies, London 2007, S. 1–2.
- 13 <http://whc.unesco.org/en/list/309> (31. Januar 2014).
- 14 Grundlegend die soziologische Dissertation: Craanen, Michael: Altstadtsanierung am „Pelô“. Die sozialen und politischen „Grenzen“ städtischer Integration in Salvador/Brasilien, Dissertation Selbstverlag, Bielefeld 1998. (<http://www.baufach-information.de/literatur.jsp?dis=2004069006478>).
- 15 Ebd., S. 6–10, S. 34–41.
- 16 Ebd., S. 21–29.
- 17 Ebd., S. 34–41.
- 18 Vgl. Vinken, Gerhard: Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, München und Berlin 2010; sowie ders.: Patrimônio Cultural e Globalização. Espaços Urbanos Históricos entre a Mercantilização e a Articulação do Típico [Kulturerbe und Globalisierung. Historische Stadträume zwischen Marktförmigkeit und Artikulation des Eigenen], in: Salvador-Hamburg – Passado e Presente da Globalização, Salvador (Instituto Cultural Brasil-Alemanha) 2010, S. 120–130.
- 19 S. Dehio, Georg: Geschichte der deutschen Kunst. Des Textes zweiter Band, Berlin und Leipzig 1930, S. 40f.
- 20 Nipperdey, Thomas: Der Kölner Dom als Nationaldenkmal, in: Religion – Kunst – Vaterland. Der Kölner Dom im 19. Jahrhundert, hg. v. Otto Dann, Köln 1983, S. 109–120.
- 21 Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen (1844), Leipzig 1974, Caput IV, S. 3–8.
- 22 Di Giovine, Michael A.: The heritage-scape. UNESCO, World Heritage, and Tourism, Lanham 2008; Lagae, Johan: 'From Patrimoine partagé' to 'whose heritage'? Critical reflections on colonial built heritage in the city of Lubumbashi, Democratic Republic of Kongo, in: Afrika Fokus 21. Jg., H. 1, 2008, S. 11–30.
- 23 Löw, Martina: Schwarzsein als kollektive Praxis in Salvador da Bahia. Stadtsoziologie aus kulturtheoretischer Perspektive, in: Turn over. Cultural Turns in der Soziologie, hg. von Sybille Frank und Jochen Schwenk, Frankfurt a. M. 2010, S. 137–157.
- 24 Governo da Bahia/Xecretaria da Cultura e Turismo (2007), Resultados recentes e metas do turismo baiano 2001–2020, 08.01.2010. <http://www.sct.ba.gov.br/estatisticas/tabela33.asp> (30. März 2014).
- 25 Vgl. Almeida, Ubirajara G: Capoeira. A Brazilian Art Form, Berkeley, 2. Aufl. 1986.
- 26 Vgl. Löw, Martina 2010 (wie Anm. 23), S. 142–144.
- 27 Ebd., S. 150–152.
- 28 Löw weist darauf hin, dass bereits ein afroamerikanischer Tourismus im Entstehen ist, der mit der Suche eigener Wurzeln verknüpft ist und direkt nach Brasilien und häufig nach Salvador da Bahia führt (vgl. auch Pinho, Patricia: African-American Roots. Tourism in Brazil, in: Latin American Perspectives 35. Jg., H. 3, 2008, S. 70–86).
- 29 <http://whc.unesco.org/en/statesparties/TN/> (31. Januar 2014).
- 30 S. IRIS, das Online-Magazine des Getty Conservation Instituts <https://blogs.getty.edu/iris/inside-the-bulla-regia-model-field-project-getty-voices/> (31. Januar 2014).
- 31 Me3marouNa – Le patrimoine architectural en Tunisie. Étude pour la sauvegarde et la mise en valeur du patrimoine architectural en Tunisie élaborée par un groupe d'experts tunisiens-allemands, hrsg. Goethe-Institut Tunis unter der Leitung von Taher Ghalia, Tunis 2014, S. 59–71.
- 32 Im Rahmen der jüngst vereinbarten tunesisch-deutschen Transformationspartnerschaft; koordiniert vom Goethe-Institut in Tunis. Der Abschlussbericht (s. Anm. 31) erscheint demnächst auch in deutscher Übersetzung.
- 33 S. Me3marouNa (wie Anm. 31), S. 73–75, 171f.
- 34 <http://www.icomos.org/fr/accueil-home/177-articles-en-francais/actualites/589-destruction-programmee-du-patrimoine-architectural-soufi-en-tunisie> (31. Januar 2014).
- 35 <http://observers.france24.com/tunisia-sidi-bous-said-mausoleum-fire-destructino-salafists-radical-islamists-ben-ali-tou-enza-wahhabis> (31. März 2014).
- 36 <http://www.kapitalis.com/societe/18970-tunisie-patrimoine-le-mausolee-de-sidi-bou-said-sera-re-ouvert-lundi-a-l-occasion-du-nouvel-an-de-l-hegire.html> (8. Mai 2014).
- 37 Gemeinderatsbeschluss, veröffentlicht auszugsweise von Evi Seeger, InFranken.de, 20. März 2013 <http://www.infranken.de/regional/bamberg/Hinweistafel-fuers-Denkmal;art212,408358> (31. Januar 2014).
- 38 Lottes, Martin: Chronik der Gemeinde Pommersfelden, Privatdruck Pommersfelden 1994, Teil 1, S. 424.
- 39 Bayrische Ostmark, 20.5.1935.

40 Ebd.

41 Geuder, Karl: Im Kampf um den Glauben. Wie ich die bekennende Kirche erlebte. Erinnerungen und Dokumente aus dem „Dritten Reich“, Privatdruck Schweinfurt 1982, S. 48–50.

42 Ebd.

43 S. Rede des Gauobmannes der Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ in Groß-Berlin Dr. Krause, gehalten im Sportpalast am 13. November 1933, Berlin 1933 (Glaubensbewegung Deutsche Volkskirche, Bd. 1).

44 Lottes, Martin 1980 (wie Anm. 38), S. 425.

45 http://geodaten.bayern.de/denkmal_static_data/externe_denkmalliste/pdf/denkmalliste_merge_471172.pdf (31. Januar 2014).

46 Vgl. Evi Seeger, InFranken.de, 14.10.2012 <http://www.infran->

[ken.de/regional/bamberg/Kriegerdenkmal-Umstrittene-Inschrift-bleibt](http://www.infranken.de/regional/bamberg/Kriegerdenkmal-Umstrittene-Inschrift-bleibt); art212,340082 (31. Januar 2014).

47 Ebd.

48 Ebd.

Bildnachweis

Abb. 1 und 5: Rebekka Magis 2013/2014

Abb. 2: Gerhard Vinken 2014

Abb. 3: Rodrigues Pozzebom, Agência Brasil 2008

(<http://pt.wikipedia.org/wiki/Ficheiro:Baiana-acarajé-Salvador.jpg>)

Abb. 4: <http://www.tunisienumerique.com/tunisie-sidi-bou-said-travaux-de-refection-du-mausolee-presque-acheves/161964> (8.5.2014)

When the Self Becomes the Other: A journey through the history of Ottoman heritage

Wenn aus dem Eigenen das Andere wird:
Eine Reise durch die Geschichte des Osmanischen Erbes

Deutsche Zusammenfassung

Solange wir zurückdenken können, war das „fremde“ Erbe, das „Erbe der Anderen“, Ziel verschiedenster Eingriffe – von Zerstörungen oder Nutzungsänderungen bis hin zu Schutz- und Pflegemaßnahmen. Die Handlungsmuster können dabei unterschiedlich motiviert sein, etwa in dem Bestreben, ein kollektives Gedächtnis auszulöschen oder in einem neuen Territorium Macht zu demonstrieren. Sie können aber auch darauf zielen, sich Teile einer neuer Kultur anzueignen und einzuverleiben oder das Erbe für einen Friedensprozess zu nutzen. Antike Könige versahen ihre Monumente mit Inschriften, die Feinde, die es wagen würden, diese zu zerstören, mit dem Fluch bedrohten. Spätromische Tempel wurden von christlichen Königen abgebrochen oder zu Kirchen geweiht; alle Konfessionen – seien es Juden, Christen, Muslime, Hindus, Buddhisten oder Taoisten – unternahmen immer wieder Anstrengungen, das Erbe der Anderen auszulöschen oder zu revidieren.

Ähnlich handelten Nationen in der Folge von Kriegen, Nachbarn als Konsequenz von Konflikten, Kolonien nach der Erlangung der Unabhängigkeit. Dennoch gab es immer einzelne Stimmen, die dazu aufriefen und denen es glückte, das Erbe der Anderen zu respektieren und zu erhalten – vereinzelt wurde dies auch von weiten Bevölkerungskreisen begrüßt.

Die oben beschriebenen Prozesse sollen im folgenden Kapitel diachron dargestellt werden, und zwar am Beispiel des Osmanischen Reichs und der Türkischen Republik. Dafür werden Fallbeispiele aus den früheren Osmanischen Protektoraten im nahen Osten und im südlichen Mittelmeerraum untersucht.

“The incidents of the capture of Corinth were melancholy. The soldiers cared nothing for the works of art and the consecrated statues. I saw with my own eyes pictures thrown on the ground and soldiers playing dice on them.”¹

As reflected in the above lines, since very early times in history victories have been followed by the destruction of the heritage of the enemy, of the ‘Other’. In this process it is often irrelevant whether the conquest has involved a city or other urban conglomeration or has taken place on a plain or in a mountainous area, as we saw at the beginning of the 21st century in the case of the Bamiyan Buddhas in Afghanistan. The destruction of the Bamiyan Buddhas cannot be interpreted as a mere act of iconoclastic destruction; there is a whole political dimension attached to it, as most experts agree.² Far away from Kabul, carved in the side of a cliff on the Silk Road, how much was the world aware of their existence prior to their destruction? Religious differences constitute one of the most common reasons for the destruction of the heritage of the Other. In one of the most important Achaemenid Royal Inscriptions, the Daiva Inscription, the Persian King Xerxes states that by the grace of the Great God Ahuramazda he has destroyed the sanctuary of demons and proclaims that

the demons should not be worshipped anymore; at the same time he entrusts the future of his own house and country to Ahuramazda in order to protect it.³ The majority of such inscriptions end with the final curse formula to protect the monument from enemy attack, which we find in Persepolis inscriptions but also in inscriptions dating back to Iron Age Anatolia, as in the case of stone monuments erected by the Late Hittite kings.⁴ This custom continued to be practiced in Anatolia for many centuries, and in Ottoman holy foundation deeds dating back to the 15th–18th centuries we see similar curses in order to protect the building or the building complex from decay and destruction. These purpose-built structures, such as mosques, hospitals, schools and fountains donated to the public by their owners by surrendering their rights of possession for public benefit, were built to last. In order to ensure their sustainable preservation, both prayers and curses were added to the document in addition to clauses set for physical maintenance.⁵

The most common practice with regard to places of worship, once they come into the domain of the Other, is conversion. However, especially in early periods of history, we also see the destruction of temples belonging to alien cults. According to the Chronicle of Eusebius, the Roman Emperor Constantine the Great ruined pagan temples by an edict, following the transfer of the capital of the Roman Empire to Constantinople in the East; moreover, this action included the transportation of certain sacred objects to the new capital.⁶ This campaign was also associated with 'a desire to ridicule the old cults',⁷ which can be interpreted as an attempt to humiliate the enemy, another behaviour recurring in different periods linked to the destruction of the monuments of the Other. It is noted that the Byzantine Emperor Constans II, during his visit to Rome in the year 663 AD, humiliated Rome by ordering the removal of bronze parts of historic buildings and their transportation to Constantinople⁸ – an insult that was later reciprocated by Crusaders in 1204. During the Fourth Crusade, nearly all of the gold and bronze decorations of the antique obelisks in Constantinople were melted down by the Crusaders, who also transported the four horses of the Triumphal Quadriga in front of Hagia Sophia to Venice to adorn San Marco Cathedral.

During the medieval period, the heritage of a number of ancient cities in Europe was the target of marauders. For example, the destruction of Rome by the Normans in 1084 is one of the unforgettable events in Europe's history. The Norman army, which had been invited by the Pope Gregory to drive out the Germans, sacked the city so violently and destroyed its heritage so extensively that the Pope had to flee with Norman aid in order to avoid the reaction of the Roman citizens.⁹ But it was not only the Normans who set themselves to destroy Rome's heritage: popes such as the Barberini have also been quite hostile to the pre-Christian heritage of the city. Pope Urban VIII was so indifferent to the relics of the pagan Rome that he earned the phrase 'quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini' – 'what the Barbarians did not do, Barberini did', as a consequence of his removal of the bronze girders of the Pantheon for the purpose of making cannons.¹⁰

On the other hand, Urban VIII, at the same time a patron of arts and letters, is a good example of the ambivalent attitude of the popes towards pre-Christian heritage. Especially from the 14th century onward, many popes were instrumental in preserving the pre-Christian heritage of Europe. Similarly, there were Muslim judges and scholars trying to protect pre-Islamic heritage. The medieval Arab writer Ibn Zahira describes

the Egyptian pyramids as 'the greatest wonder of all' monuments¹¹ and Ulrich Haarman wrote a book and a number of papers about a Muslim intellectual of the 12th century, Al-Idrisi, who favoured the protection of ancient monuments.¹² Obviously pre-Islamic monuments were a subject of scholarly discussion in medieval Islam, especially in Arab countries. However, unlike the popes, most caliphs were not interested in pre-Islamic heritage at all. Some even tried to destroy 'heathen' images, although most of the time they changed their minds under the influence of scholars.

When the Ottomans conquered Anatolia, the southern Mediterranean region, the Middle East and North Africa, they became within a short time the custodians of a rich antique heritage. Until the 19th century, when the rise of interest both in antiquity and in the Ottomans attracted visitors from Europe to the Empire, pre-Islamic heritage within Ottoman boundaries was quite unharmed, although neglected. This neglect led often to misinterpretations by European travellers; for example, Henry John van Lennep, a Protestant Christian missionary who was born in İzmir in the Ottoman Empire and who later studied in the United States, travelled for his missionary work in Central and Western Turkey in the mid-19th century. During his journey in the western parts of Turkey he saw a rock embossed with an ancient relief that had been damaged by bullets. His cicerone informed him that 'since the opening of the Smyrna, Magnesia and Cassaba railway, many visitors come to this spot'; among them were English who 'stand at the outer rock, and fire with ball at the face of the statue!' According to van Lennep, 'the story appeared incredible, for it seemed more likely that the Turks would commit such an act of vandalism, but he (his cicerone) assured me (van Lennep) that it was so and he had repeatedly seen the English do it'.¹³ This statement is a good example of the post-Enlightenment European prejudice that accused the Turks of causing damage to antique heritage on purpose.

One of the themes that still causes conflict between national museums today is the issue of antique materials given to European excavators by the consent of the Ottoman Government in Greece and Western Anatolia during the early 19th century. A document in the Ottoman Archives dated 18th January 1812 refers to the British Ambassador Lord Elgin, who obviously applied to the Sultan both in writing and also by paying a visit to the Palace personally not to be 'prevented' from transporting 'some old marble stones with pictures and terracotta vases' from Athens to England.¹⁴ Obviously there were also some civil servants who knew the value of

the pieces and tried to stop the transport; however, the British Ambassador, to whose country the Ottoman Government owed debt payments, could take what he wanted in the end. Later, when the American excavation team was working in Assos in 1882, we see in the archive documents stating that the finds are now shared between the Americans and the Ottoman Royal Museum. At this stage the value of pre-Islamic finds had been already established and their export started to be controlled.¹⁵

Where the Otherness was related to the heritage of minority groups in the Empire, the conservation and maintenance of their places of worship was in most cases supported by the Ottoman State. Following the conquest of Istanbul, Hagia Sophia and a few more major churches were converted to mosques. On the other hand, following the 1204 Crusade, most of the buildings were still in ruined condition when the Ottomans conquered the city in 1453. Ruy Gonzales de Clavijo, a traveller who visited the city during the post-crusade Venetian rule in 1403, observed that the 'city of Constantinople contains many great churches and monasteries, but most of them are in ruins'.¹⁶ With the exception of the Apostle Church, which was demolished to make way for the Sultan Mehmed Fatih Mosque, nearly all new buildings on former Byzantine places of worship in Istanbul during the Ottoman period were built either on empty sites or on ruins. Moreover, the mosaics and wall paintings with Christian images in converted mosques such as Hagia Sophia, Chora and Pammakaristos have been preserved, in spite of the aniconic approach of Islam forbidding the creation of images of sentient living beings.

Looking at the conversion dates of the major Byzantine churches in Istanbul, it can be seen that most conversions took place during the 16th century, approximately a hundred years later after the Turkish conquest. For example, the conversion date of the aforementioned Pammakaristos (Fethiye Mosque) is 1591, Theodosia Church (Gül Mosque) around 1566–74, Chora in the late 15th century, the Church of Sergios and Bacchos around 1506–1512, and last but not least the Catholic church of St. Marie de Constantinople in 1640.¹⁷ The reasons for this development have yet to be investigated; however, there are indications that Fatih Sultan Mehmed had a more multi-cultural policy, which did not continue during the reign of the rulers of the next century.¹⁸ However, with the exception of conversions to a Muslim place of worship, these churches had seldom been used for another function; one of the rare cases in Istanbul is the case of Hagia Eirene, an early Byzan-

tine church within the precinct of the Ottoman Topkapı Palace, which was used as a military warehouse for a while and is now a concert hall. In other cities and towns conversions usually depended on the conquest date. For example in Iznik (Nikaia), the Iznik Hagia Sophia was converted to a mosque in 1331 during the pre-Fatih period. Following the Turkish conquest in the 14th century, the Church of St. John in Ephesus, which was already partly ruined during the late-Byzantine period, was occasionally used as a mosque, according to the Arab traveller Ibn-i Batuta (1304–1377);¹⁹ a short time later it was completely destroyed by an earthquake. Some Christian churches, especially those in the south-eastern parts of Turkey such as the Great Mosque of Diyaribakır, were converted to mosques as early as the 7th century during the Arab siege.²⁰

Conversions depended either on the approach of the ruler of the period, as in the example of Fatih Sultan Mehmed, or on the number of users. Some towns such as Ephesus lost their importance as a consequence of political changes or the establishment of new trade routes and suffered from population loss. One of the results of this was a decrease in the number of users of buildings serving all faiths: for example, it was not only the Church of St. John in Ephesus that was abandoned, but also the Isa Bey Mosque in the town of Selçuk next to Ephesus. This beautiful early Anatolian mosque dating to 1374–75 was abandoned during the 16th century following an earthquake that partly ruined the building, which was re-opened as late as 1975. It is obvious in this case that the small town of Selçuk, which lost its importance during the Ottoman period, did not have the means to restore the building and the central authority had no interest. With Ephesus becoming a major tourist attraction especially from the second half of the 20th century onwards, the population of Selçuk increased again and the mosque was needed. This process confirms once more that the existence of a monument, especially in the case of places of worship, depends very much on its use value in most cases.

The waves of nationalism that swept over the whole world starting during the 19th century caused a change in the attitude to the heritage of the Other all over Europe, Asia and Africa. The Ottoman Empire, which started losing its territories in the Balkans and Middle East, saw the destruction of Turkish monuments in the former protectorates and started at the same time to change its attitude towards the monuments of the Other. The researcher Neval Konuk,²¹ who has investigated several examples in Greece, presents interesting case studies in this regard. The most interesting one is the

case of the Atik Mosque in Serras: in 1912, during the Bulgarian occupation of Greece, the mosque was converted into a Bulgarian church. When the Greeks took Serras back in 1913, the mosque was restored and was returned to the Turks in an official ceremony. After the population exchange following the First World War and the Greco-Turkish War, it came into the possession of the National Bank of Greece and was used successively as a cafe, a music hall and a cinema. It was finally pulled down in 1937 in order to develop an office complex.²² In some cases a Christian place of worship which was converted to a Muslim place of worship was subsequently re-consecrated as a Christian monument, as in the case of the Ali Bey Mosque in Budorom. Especially in the Greek islands, in addition to conversions for religious purposes there are also Ottoman mosques converted to shops and warehouses.²³

When looking at this period it is also necessary to take into account that war-torn Greece could not concentrate on conservation issues with more important problems waiting to be solved; both its own monuments and those of the Other which were ruined and neglected during the war were mainly used for practical purposes, without being able to undertake the necessary measures for their preservation. Money and expertise were limited and precedence was instead given to the rehabilitation of war-damaged housing stock and the development of the health-care system. The exception to this rule was the monuments representing the glorious national past of the ancient Greek and Hellenistic periods. In their case, modern conservation methods were even applied, including anastylosis.²⁴ The same applies to post-war Turkey during the same period; especially in areas close to the borders of the new Turkey, several places of worship and other monumental buildings were abandoned as a consequence of war and population exchange. In Western Turkey, a number of Greek churches were built in small towns during the 19th century as a consequence of the new prosperity. With the Ottoman fiscal system now controlled by Europeans, Greek merchants who could speak European languages and were experienced in maritime trade accumulated a wealth which had not existed during the previous periods. Greek villages and small Greek and Turkish towns were adorned with new places of worship and civic buildings such as clubs, schools and hospitals dedicated to the Greek community. Following the population exchange between Turkey and Greece in the first half of the 20th century, most of these buildings started to decay or were used as warehouses. Again similar to Greece, precedence in preservation was given to pre-Ottoman Seljuk buildings representing the origins of the Turkish

presence in Anatolia dating back to the 11th century. For example, the founder of the new Turkey, Mustafa Kemal Atatürk, during his visit to the medieval city of Konya in 1931 ordered urgent precautions to be taken to restore the decaying Seljuk monuments in the city.²⁵

Until the mid 1970s, historic buildings inherited from the Other in both Turkey and Greece were more or less protected. Although most of them had started to decay, they were not demolished, repurposed or expropriated. However, following the Cyprus conflict in 1960s, policies hardened on both sides. In Greece, historic heritage dating back to the Ottoman period, including mosques, school buildings, karawanserais and baths, was not covered by preservation policies and was excluded from listing in most cases. This led either to further decay or often to uncontrolled demolition, reconstruction or new use which did not match the original purpose, such as places of worship being used as night clubs or music halls, as we saw above in the example of the Atik Mosque in Serras. It has to be added that a number of Greek intellectuals, academics and preservation experts tried to stop this policy;²⁶ however, at least until late 1980s they were not successful in the general sense.

In Turkey starting in 1936, a legislative framework was introduced which enabled the state to expropriate the buildings of endowments. These endowments, which often owned a number of historic buildings, had to give over some of these buildings, including places of worship, to the newly-established General Directorate of Holy Foundations. This change in the legislation actually targeted the pre-Republican, Ottoman Muslim foundations in general and not the minority holy foundations in particular. The leadership of the Turkish Republic founded in 1923 wanted to get control over the properties of the previous period. As Baskin Oran confirms, the new legislation was aimed at Muslim foundations; however, starting in 1972, the General Directorate of Holy Foundations began to ask the Christian Holy Foundations to submit their foundation deeds. These institutions did not have foundation deeds, as they were established with a special permit issued by the Ottoman Sultan of the time. In this way, the General Directorate of the Holy Foundations started to claim the transfer of property rights to their institution, i.e. to the State.²⁷

Holy Foundations or Pious Endowments were an early version of non-governmental institutions. The system, based on an owner's surrender of his or her rights of possession to a purpose-built property such



1 The Mostar Old Bridge during the conflict:
The bridge was half destroyed and temporarily repaired
by the Bosniaks before it was blown up completely



2 The destroyed tower at the foot of the Mostar Old Bridge

as a mosque, fountain, school or hospital, which can be found in many countries in Asia and Africa, was an essential part of the Ottoman legal system. When the Ottoman Empire was succeeded by the Turkish Republic, all of the separate Muslim foundations were collected under the roof of the General Directorate of the Holy Foundations. However, holy foundations belonging to non-Muslim minority groups were excluded from this action, based mainly on the Lausanne Treaty following the Turkish War of Independence. The change in policy starting in 1972 did not breach the Lausanne Treaty; it started to ask the minority foundations to show evidence that they had this status, which was a deliberate action aimed at expropriating the historic properties owned by these foundations.

Ottoman Holy Foundations in other countries dating back to the period of Ottoman dominance shared a similar fate. Since Egyptian independence, 25 000 people from Turkey have applied to Egyptian courts to get back their property rights with regard to Holy Foundation properties. Only 23 of these have won their court cases and six of them have been paid a combined total of US \$ 6 000. There are Turkish citizens whose court cases in Egyptian courts date back to the 1960s.²⁸ Similar cases can be followed in nearly all former protectorates of the Ottoman Empire. For example, following the Turkish-Russian War in 1878–79 and establishment of an independent Bulgarian State, the new Bulgarian government transferred the property rights of Ottoman foundations to the new state. By 1909 most of the Ottoman properties had been expropriated. In addition, since the Ottoman heritage had become the heritage of the Other, several monuments were torn down and their stones were used to build pavements or new buildings.²⁹ The second wave of expropriation of Turkish buildings in Bulgaria came in the 1980s during the Jiv-



3 The Heritage of the Other:
A destroyed Ottoman Mosque in Bosnia

kov regime, when nearly all Turkish property rights, including those over historic buildings, were transferred to the Bulgarian state.³⁰

Another problem with these areas where the Ottoman heritage became the heritage of the Other is lack of ownership and acknowledgment. During the construction of the Cairo Metro in 1982–87, several Ottoman buildings were destroyed, including the historically very important complex of İskender Pasha.³¹ Another country where the destruction of Ottoman heritage has been the subject of protest is Saudi Arabia. In addition to a number of other Ottoman buildings, the destruction of the 18th-century Ecyad Castle in Mecca, which was demolished on 1st January 2002 to make way for a

hotel building, led to reactions in Turkey.³² Previous to this incident, there had been several attempts to demolish the castle; however, with the help of international support, Turkey had managed to stop it. Similarly, unused monuments in Turkey such as the Sumela Monastery in Trabzon in the Black Sea region and the churches on Ahtamar Island in the Lake of Van in Eastern Anatolia became derelict and were vandalized. Still they were not demolished, which made it possible to restore them in the first decade of the 21st century; now visiting communities can use them again for religious purposes at designated times.

Civil war is one of the main causes of the destruction of the heritage of the Other. During the Bosnian War (1992–95), several Ottoman buildings were destroyed on purpose in order to erase the Bosnian collective memory linked to the Ottoman era. According to Amir Pasic, the architectural heritage of pre-war Bosnia gave us ‘clear images of tolerance in Bosnia’,³³ architecture being the best witness to the common life of Muslims, Christians and Jews; mosques, synagogues and churches standing side by side symbolized the tolerant culture of the Islamic-Bosnian community. The war and the genocide perpetrated on Bosnian Muslims targeted precisely the symbols of that peaceful existence, with the aim of erasing Bosnian identity and the Ottoman past. In the war that saw some of the worst ethnic cleansing since the Second World War and the deaths of some 200 000 people, more than two thousand historic monuments were reduced to rubble.³⁴ Especially in the Ottoman city of Mostar, the destruction by Serbian and Croatian artillery of the Stari Most (Old Bridge) in 1992, a structure which dated back to 1566, became the symbol of that ethnic cleansing. The bridge, which had no strategic importance in the military sense, had connected the different communities in the city not only physically, but also metaphorically. Thus its destruction was of great importance to those who aimed to make that culture of tolerance extinct in every sense. By the same token, the later reconstruction of the Stari Most became, according to UNESCO, ‘a symbol of reconciliation, of international co-operation and of co-existence of diverse cultural, ethnic and religious communities’.³⁵

However, in other places in Europe, the 1990s saw a new attitude with regard to the heritage of the Other. For example, from the late 1980s and early 1990s onwards, the Greek Ministry of Culture initiated the restoration of a number of Ottoman relics on the islands close to Anatolia.³⁶ Since all are places of worship which lack a congregation, most are being used as stores and warehouses following their restoration.³⁷ In Turkey,

with the selection of Istanbul as the European City of Culture in 2010, several buildings which had been transferred into the ownership of the state during the previous period were given back to the relevant communities. However, as Korhan Gümüş points out,³⁸ most of these communities face the problem of finding a new function for these buildings, as the numbers of the community members have diminished as a consequence of population exchange following the collapse of the Ottoman Empire. According to Gümüş, a new threat awaiting these communities is the lack of funding for maintenance, especially for civic buildings such as schools and community clubs which have no religious function. Thus communities are forced to sell some of their buildings in order to fund the conservation of other buildings. In order to bridge this last hurdle, the Istanbul 2010 Agency introduced some pilot projects including the transformation of the Armenian church of Vortsvod Vorodman (The Children of Thunder) into a cultural centre. This is an interesting project, as the transformation did not include de-consecration of the church; the building remains a place of worship. Another point of importance is the fact that the project was partially funded by the Turkish State. A further ongoing pilot project is the housing of the Istanbul Design Biennale and some other cultural events in the Greek School in Galata, which has enabled its reintegration into the city. There are three more pilot projects along the same lines, one of them being an urban project under the name of Küçükalyı Archaeological Park; it involves a partnership among the Istanbul Archaeological Museum, Koç University and Istanbul 2010 Agency, which aims to re-animate the collective memory of the city. The other two projects are the restoration of the Camando Monumental Grave and the transformation of the unused Mayor Synagogue.³⁹

Despite all of these positive efforts, especially in Turkey and in the eastern Mediterranean countries starting in the 1990s, the earlier destruction of places of worship, especially in Asia, continues to fuel new conflicts. This is the case, for example, with the Baber Mosque, a Mughal period edifice destroyed by Hindu nationalists in 1992 with the claim that it was originally built on the temple of the Hindu deity Lord Ram. A similar conflict continues with regard to the Temple Mount or Haram al Sherif in Jerusalem, identified in both Jewish and Islamic traditions as the site where Abraham offered his son for sacrifice. The rock is a holy spot for both traditions – the summit of Mount Moriah for the Jews and the holy spot from which Prophet Muhammad ascended to heaven for the Muslims – and is occupied by the Dome of the Rock, a Muslim shrine. The Temple



4 The historic Greek School in Galata (Istanbul)



5 The historic Greek School in Galata (Istanbul), the property rights over which were restored to the Greek community

Mount is also the site of the Al-Aqsa Mosque, the 'Farthest Mosque' in Islam, which according to some Jewish archaeologists stands on the approximate site of the Second Temple. In this situation, where each side anticipates that the other will destroy its heritage, Jewish initiatives aiming to restore the Second Temple or to reconstruct the First Temple increase tension on the site and cause panic among Palestinians.⁴⁰ During the recent conflict in Syria, Turkey had to secure the Tomb of Süleyman Shah, a sovereign exclave of the Republic of Turkey near Aleppo that houses the grave of the grandfather of Osman I, the founder of the Ottoman Empire.⁴¹

The heritage of the Other is one of the most important aspects of heritage conservation. It certainly deserves more attention by international institutions. There is a need to develop a special legislative framework, especially for transnational heritage. Still, more and more countries are making efforts to develop new concepts for this quite unusual aspect of the preservation discourse, as demonstrated by the examples presented in this paper.

- 1 The histories of Polybius, translated by Evelyn S. Shuckburgh; London / New York 1889, reprint Blomington 1962, 39.13. Robert B. Strassler provided support for entering this text.
- 2 <http://www.e-conservationline.com/content/view/1109> (14th March 2014).
- 3 <http://www.livius.org/aa-ac/achaemenians/XPh.html>, (8th March 2014).
- 4 For more information see Hawkins, John David: *Corpus of hieroglyphic Luwian inscriptions*, Vol. 1: *Inscriptions of the Iron Age*, Berlin / New York 2000.
- 5 Ateş, İbrahim: *Vakfiyelerde Dua ve Beddualar*, in: *Vakıflar Dergisi* Vol. 18, 1984, pp. 5–54; Ateş, İbrahim: *Vakıf Eserlerinin Onarım ve Restorasyonu İle İlgili Vakfiye Şartlarına Genel Bir Bakış*, in: *Vakıflar Dergisi*, Vol. 23, 1994, pp. 161–176.
- 6 Curran, John R.: *Pagan City and Christian Capital. Rome In the Fourth Century*, Oxford 2000.
- 7 Curran, John R. 2000 (Anm. 6), p. 179.
- 8 Erder, Cevat: *Tarihi Çevre Bilinci*, Ankara 1975.
- 9 <http://www.historyworld.net/wrldhis/plaintexthistories.asp?historyid=aa35> (25th March 2014).
- 10 van Helden, Albert / Burr, Elizabeth: *The Gallileo Project*, Rice University 1995. <http://galileo.rice.edu/> (26th March 2014).
- 11 Aygen, Zeynep: *Heritage Conservation in Islam: The Role of Pious Foundations*, In: Alwazani, Salim / Malhis, Shatha / al Qawasmi, Jamal: *Responsibilities and Opportunities in Architectural Conservation*, Vol. I, Amman 2008.
- 12 Haarmann, Ulrich: *Das Pyramidenbuch des Abū Ġa'far al-Idrisi*, Beirut / Stuttgart 1991.
- 13 See van Lennep, Henry John: *Travels in Little Known Parts of Asia Minor*, Vol. II, London 1870, p. 311.
- 14 Ottoman Archives, Document BOA.HAT, 1277/495-48-A-1, 29. Z. 1226 (14th January 1812), Karacakaya, Recep / Yücedağ, İsmail: *Osmanlı Arşiv Vesikaları*, İstanbul 2013.
- 15 Ottoman Archives, Document BOA, MF, MKT, 82/49 -2; 16 S. 1301 (16th December 1883).
- 16 González de Clavijo, Ruy: *Narrative of the embassy to the court*

- of Timour at Samarcand A.D. 1403-6, translated by Clement S. Markham, London 1859. http://archive.org/stream/narrativeembass01markgoog/narrativeembass01markgoog_djvu.txt (16th April 2014).
- 17 See for the conversion dates Restle, Marcell: *Istanbul, Bursa, Edirne, Iznik. Baudenkmäler und Museen* (Reclams Kunstführer), Stuttgart 1976.
- 18 See Cezar, Mustafa / Sertoğlu, Mithat (eds.): *Mufasssal Osmanlı Tarihi*, Vol. II, İstanbul 1958.
- 19 Erdemgil, Selahaddin: *Ephesos*, İstanbul 1986, p. 108.
- 20 Başgelen, Nezi / Anadolu, Gezi, İstanbul, 2007, p. 207.
- 21 Konuk, Neval: *Yunanistan'da Osmanlı Mimarisi I. Ottoman Architecture in Greece / Η Οθωμανική Αρχιτεκτονική στην Ελλάδα I*, Ankara, 2010.
- 22 Konuk, Neval 2010 (note 21), p. 252.
- 23 Konuk, Neval: *Midilli, Rodos, Sakız ve İstanköy'de Osmanlı mimaris. Ottoman Architecture in Lesbos, Rhodes, Chios and Kos Islands*, Ankara 2008; p. 135 and p. 143.
- 24 Fani-Malouchou-Tufano. H Anastilosis ton Arxaion Mnimeion sti Neoteri Ellada (1834-1939), Athens, Archaeological Society of Athens, 1988.
- 25 Aygen, Zeynep: *International Heritage and Historic Building Conservation*, New York / London 2013, p. 46.
- 26 http://www.balkanpazar.org/mimarlik_turkumimari.asp (24th June 2014).
- 27 Oran, Baskin: *Vakıflar Yasası*, in: *Radikal*, 7th February 2008, http://www.radikal.com.tr/turkiye/vakiflar_yasasi_1-839555 (23rd June 2014).
- 28 Article: *Mahkemeyi Kazanırsa Kahire Havaalanı'nın Sahibi Olacak* at: www.habervitrini.com, 15th March 2004 (25th June 2014).
- 29 Koyuncu, Aşkın: *Bulgaristan'da Osmanlı Maddi Kültür Mirasının Tasfiyesi (1878–1908)*, OTAM Ankara Üniversitesi Osmanlı Tarihi Araştırma ve Uygulama Merkezi Dergisi = *Journal of The Center for Ottoman Studies*, Ankara University, Vol. 20, Fall 2006, p.197–243.
- 30 Mezâlimi, Bulgar / Halaçoğlu, Ahmet: *Bulgaristan'da Osmanlı Hâkimiyeti*. <http://www.tarihtarih.com/?Syf=26&Syz=287815> (29th June 2014).
- 31 Article: *Yurtdışındaki Osmanlı Yapıtları*, interview with Ahmet Ali Bayhan, <http://arsiv.ntvmsnbc.com/news/130254.asp>, 16th January 2014 (25th June 2014).
- 32 Article: *Ecyad Kalesinin Yıkılışı*, in: *Türkiye Takvimi*, 3rd January 2003, http://www.turktakvim.com/5/arka_yaprak/3/Ocak/2003/1/ (25th June 2014).
- 33 Pasic, Amir: *Mostar in Bosnia and Hercegovina*, in: *Architectural Heritage Today: İstanbul-Süleymaniye & Mostar 2004-Programme Report 95*, IRCICA: İstanbul 1996, p. 421.
- 34 Pasic, Amir 1996 (note 33), p. 429.
- 35 UNESCO World Heritage List online: *Old Bridge Area of the Old City of Mostar*, <http://whc.unesco.org/en/list/946> (28th June 2014).
- 36 Konuk, Neval 2008 (note 23).
- 37 Konuk, Neval 2008 (note 23).
- 38 Gümüş, Korhan: *XXI Mimarlık, Tasarım ve Mekan Dergisi*, June 2014, my thanks to the author for the reference to this article, 16th June 2014.
- 39 Gümüş, Korhan 2014 (note 38).
- 40 More detail about this topic in Aygen Zeynep 2013 (note 25), pp. 61–75.
- 41 Article: *Suriye'deki Süleyman Şah Türbesi Çevresinde Çatışma*, in: *Hürriyet*, 24th March 2014, <http://www.hurriyet.com.tr/dunya/26073664.asp> (30th June 2014).

Picture credit

Image 1, 2 and 3: Courtesy of Amir Paşic
Image 4 and 5: Courtesy of Thomas Eißing

Von Persepolis zum Gulistan-Palast: Normen und Konzepte der iranischen Denkmalpflege vom 19. bis zum 21. Jahrhundert¹

From Persepolis to the Gulistan Palace:
Values and concepts in Iranian heritage conservation, 19th to 21st centuries

English Summary

The richness of Iran's architectural heritage and the generally highly-developed awareness of history among many Iranians have made heritage conservation a core issue of political debate in that country. The article gives a brief overview of developments in heritage conservation in Iran. Textual sources on heritage legislation make it possible to delineate some basic tendencies which place heritage conservation between nation-building and international currents. In these texts, some pivotal phrases and expressions indicate which concepts have stood behind the creation of institutions responsible for heritage conservation. The way in which these concepts have been implemented demonstrates a tight connection with Ira-

nian politics on the one hand, and with international trends on the other. This is not surprising with respect to the early phases of archaeological research during the colonial period. However, during the phase of nation-building initiated by the Pahlavi government in the 1920s, the influence of foreign experts was also considerable. Later phases of heritage legislation show a great awareness of international trends. While the general understanding of heritage changed with the revolution of 1979, both the institutions entrusted with heritage conservation and the trends they have followed can be viewed as maintaining a strong tendency in Iran toward a connection with developments on an international level.

Wohl in kaum einem anderen Land des Vorderen Orients spielt der Reichtum an historisch bedeutenden Baudenkmalern eine so bedeutende Rolle im offiziellen Diskurs und im kollektiven Gedächtnis wie im Iran. Beispiele aus dem Bestand an historischer Architektur oder aus archäologischen Befunden werden in den verschiedensten Kontexten angeführt, um die historische Rolle Irans hervorzuheben oder die lange Kontinuität in der Kulturgeschichte des Landes zu betonen. Jedem Iraner dürften vom Grundschulalter an die Stätten von Persepolis (Takht-i Jamshid) oder der Große Platz von Isfahan (Maidan-i Naqsh-e Rostam) bekannt sein.² Auch international genießen die Baudenkmal Irans eine hohe Bekanntheit. Das Bild von der 2.500-jährigen Geschichte des Landes, von Kyros dem Großen bis zu den islamischen Herrschern der letzten Jahrhunderte, scheint sich somit vor allem aus den Bauwerken zu speisen, die die verschiedenen Epochen hinterlassen haben. In der kunsthistorischen Literatur stellen Überblickswerke den Beitrag Irans zur Architekturgeschichte des Vorderen Orients oftmals als entscheidend dar.³ Die Geschichte der kunsthistorischen und archäologischen Erforschung Irans ist in jüngerer Zeit mehrfach

thematisiert worden.⁴ Dabei wird hervorgehoben, wie die Entdeckung der eigenen Kunst- und Kulturgeschichte mit der Herausbildung eines Nationalbewusstseins Hand in Hand ging, ja dass diese neu entdeckte Geschichte gezielt zur Schaffung dieses Nationalbewusstseins eingesetzt wurde.⁵ Aspekte der Denkmalpflege sind in diesen Untersuchungen bislang weitgehend unbeachtet geblieben. Literatur zur Entwicklung der Denkmalpflege beschränkt sich darauf, wichtigste institutionelle Fakten zu referieren oder ignoriert Iran gänzlich.⁶

Die Entwicklung der Denkmalpflege in Iran weist besondere Merkmale auf, die eng mit der politischen Geschichte Irans in der Neuzeit zusammenhängen. Im Folgenden soll dies von mehreren Seiten beleuchtet werden. Dabei bildet die Denkmalgesetzgebung einen faktengeschichtlichen Kern, der sich aus den Konstellationen politischer Geschichte, aber auch dem Stand der architekturgeschichtlichen Forschung, erklären lässt. Die denkmalpflegerische Praxis ebenso wie der Diskurs über kulturelles Erbe weisen selbstverständlich in zahlreichen Gesichtspunkten weit über das gesetzliche

Regelwerk hinaus. Dennoch lässt die Entwicklung der gesetzlichen Normen an vielen Stellen Rückschlüsse auf den gesellschaftlichen Diskurs zu, der den Denkmälern ihren Stellenwert in der iranischen Kultur heute zuweist.

Antiquarische und archäologische Studien bis zur Kolonialzeit

Reisebeschreibungen, die auch die Baudenkmäler Irans behandeln, hat es schon seit der Antike gegeben. Eine erste wissenschaftliche Beschäftigung mit Baudenkmalern in Iran ist in das Jahr 1621 zu datieren, als der Italiener Pietro della Valle (1586–1652) sich in Persepolis aufhielt und Kopien von dortigen altpersischen Keilschrift-Inschriften anfertigte.⁷ 1685 fiel dem deutschen Reisenden Engelbert Kaempfer (1651–1716) in Persepolis die keilförmige Form der achämenidischen Inschriften auf und er bezeichnete sie als Keilschrift.⁸ Kaempfer lieferte in seinen „Amoenitates Exoticae“ die vollständigste Beschreibung Irans, des Landes und seiner Hauptstadt, der Gesellschaft und des Hofes in der frühen Neuzeit. Auch andere europäische Reiseberichte der frühen Neuzeit (z. B. von Olearius, Tavernier und Chardin) gingen teilweise mit zeichnerischer Dokumentation von Denkmälern einher, die die Ruinen des alten Persien, teilweise aber auch neuere Bauten dem lesenden Publikum bekannt machten. Beschreibungen durch orientalische Autoren, seien es Geographen oder Autoren von Reiseberichten, blieben dagegen meist ohne Illustration.

Das 18. Jahrhundert war für Iran (Persien, wie bis 1934 die international gebräuchliche Bezeichnung lautete) eine Zeit stürmischer Umbrüche, die sich jedoch vorwiegend im politisch-militärischen Bereich abspielten und insofern nur ein Vorspiel zu den weitaus tiefergehenden Prozessen bildeten, die im 19. Jahrhunderts die Gesellschaft Irans umformen sollten.⁹ Mit der Invasion der Afghanen 1722 endete die Herrschaft der Safaviden-Dynastie, die Iran über mehr als zwei Jahrhunderte regiert hatte.

Nach den politischen Intermezzi Nadir Shahs und der Zand-Dynastie erneuerte im späten 18. Jahrhundert Aqa Muhammad Khan Qajar die Monarchie. Er schwang sich vom Fürsten eines Stammesverbandes zunächst zum Herrscher über den Norden des Landes, dann über ganz Iran auf, das seine Nachkommen bis 1925 beherrschen sollten. 1786 wählte er Teheran zu seiner Residenz. Das bescheidene Landstädtchen sollte bis zum Ende des 19. Jahrhundert zu einer regelrechten Hauptstadt ausgebaut werden, bevor im 20. Jahrhun-

dert das Wachstum zur Millionen-Metropole einsetzte. Die Qajaren regierten Iran wie ein traditionelles Königtum, doch sahen sie sich und ihr Land vor ganz neue Herausforderungen gestellt. Zum einen hatte der Staat permanent mit Organisationsdefiziten und finanziellen Krisen zu kämpfen. Die innere Struktur des Staates musste erneuert werden. Dies geschah vor dem Hintergrund einer gewandelten geopolitischen Situation: Man konnte im Iran durchaus wahrnehmen, wie sich die europäischen Länder technisch entwickelt hatten und ihre Imperien ausbauten. Ganz unmittelbar bedrohten die Herrschaftsansprüche Großbritanniens und Russlands die persische Macht. Die Qajaren unternahmen verschiedene Versuche, die Finanzkrise des Staates in den Griff zu bekommen und ihren Staat zu reformieren. Das betraf zunächst vor allem das Militär, erstreckte sich dann aber auch auf den zivilen Sektor. Dabei zeigte sich wiederum die Schwäche des Staates gegenüber den ausländischen Mächten, die sich ihren Einfluss durch die Beteiligung am Reformprozess sicherten. Merkmale dieser kolonialen Durchdringung waren beispielsweise die Beschäftigung russischer Offiziere im persischen Militär sowie die Vergabe umfangreicher Konzessionen an ausländische, vor allem britische, Firmen.

Die religiöse Autorität lag in der Qajarenzeit ausschließlich bei der weitgehend autonomen Klasse der Geistlichen. Diese finanzierten sich aus Stiftungen und wurden in ihrer Rekrutierung und Machtausübung nicht vom Staat kontrolliert. Zusammen mit einer Gruppe gebildeter und wirtschaftlich, d. h. im Handel aktiver Städter entstand hier ein Oppositionspotential. Das gewachsene Bewusstsein, dass Iran sich eigenständig entwickeln müsse – also eine Nationalbewegung –, und dass dabei den Bürgern Mitsprache zukam – also eine parlamentarische Bewegung – führte zu mehreren Revolten und schlug sich Anfang des 20. Jahrhunderts in der Ausarbeitung einer Verfassung nieder. Damit wurden der Macht des Schahs auch institutionell Schranken gesetzt, und weitere Kreise wurden in den politischen Prozess einbezogen.

Die ersten archäologischen Ausgrabungen in Iran wurden von 1849–51 durch William Kennett Loftus (1820–1858) auf dem Gelände der elamisch-achämenidischen Hauptstadt Susa im Südwesten des Landes durchgeführt. Nach einer längeren Pause begann 1883 der Franzose Marcel Dieulafoy (1844–1920) wieder in Susa zu graben. Diese Arbeiten bildeten den Anlass für den Vertrag, der 1895 zwischen Frankreich und Iran über die archäologische Erforschung von Susa geschlossen wurde. Nasir ad-Din Shah folgte in diesem

Jahr einer Einladung nach Frankreich, so dass die Vertragsunterzeichnung in Paris in seiner Gegenwart stattfand. Dies war der erste Vertrag Irans mit einer auswärtigen Macht über archäologische Aktivitäten in Iran. Ein Jahr darauf wurde mit der Ermordung Nasir ad-Din Shahs und der nachfolgenden politischen Instabilität im Land der Vollzug des Vertrags ausgesetzt.¹⁰ Die französische Politik war entschlossen, die Ausgrabungen in Susa weiterzuführen und man einigte sich vier Jahre später, im Jahr 1900, auf einen neuen Vertrag. Dieser war umfangreicher als der vorhergehende und regelte Ausgrabungen in ganz Iran für sechzig Jahre. Frankreich erhielt für diesen Zeitraum das alleinige Recht, archäologische Grabungen in Iran durchzuführen – ein einzigartiges Monopol, das auch in den kolonial geprägten Beziehungen des Osmanischen Reiches zu den europäischen Staaten ohne Parallele blieb. Neben archäologischen Ausgrabungen, für die den Franzosen alle Rechte zugesichert wurden, thematisierte der Vertrag auch die Konservierung von Baudenkmälern, die als Aufgabe des persischen Staates gesehen wurde.¹¹ Als im Jahre 1906 das Gesetz zur Kommunalverwaltung in Iran erlassen wurde, nannte sein erster Paragraph unter den Zuständigkeiten der Stadtverwaltungen die Gründung von Museen sowie die Konservierung und Restaurierung von Baudenkmälern.¹²

Die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Baudenkmälern in Iran standen somit unter kolonialen Vorzeichen. Die Tatsache, dass das Monopol für die archäologische Erforschung an Frankreich vergeben wurde, lässt sich einerseits aus dem historischen Zufall erklären, dass Dieulafoy mit der Erforschung von Susa begonnen hatte. Darüber hinaus kann darin aber auch eine bewusste Entscheidung Nasir ad-Din Shahs gesehen werden, der in seiner Begeisterung für europäisches Fachwissen einen Franzosen als Vertreter der führenden Kultur- und Wissenschaftsnation mit dieser Arbeit betrauen wollte.

Denkmalpflege und nation building in der Pahlavi-Monarchie

Als bedeutendster Schritt in der Geschichte der Denkmalpflege in Iran kann die Gründung des „Anjuman-i Asar-i Milli“ – des „Vereins für nationale Denkmäler“ im Jahre 1922 angesehen werden.¹³ Die politische Situation in Iran war in dieser Zeit einem grundlegenden Wandel in Richtung auf einen Nationalstaat und eine Modernisierung nach europäischem Vorbild unterworfen. Das Ende der Qajarenherrschaft hatte sich bereits mit dem ersten Weltkrieg angedeutet, als Teile Irans

von britischen und russischen Truppen besetzt wurden. 1925 wurde der qajarische Schah durch Riza Khan (Pahlavi) abgesetzt, der ab 1921 als Verteidigungsminister amtiert hatte und sich nun zum Staatsoberhaupt ernennen ließ; 1926 erfolgte seine Krönung zum Schah. Riza Shah Pahlavi regierte weitgehend autokratisch und führte nach dem Vorbild Atatürks Reformen durch, die die radikale Modernisierung des Landes zum Ziel hatten. Schul- und Wehrpflicht wurden eingeführt, die Justiz in allen Bereichen reformiert und der Aufbau einer Verkehrs- und Verwaltungs-Infrastruktur begonnen. Zur selben Zeit wurde Iran durch die 1909 begonnene Ölförderung stark in die Weltwirtschaft eingebunden. Die Pahlavi-Regierung stützte sich auf die Einkünfte aus den Ölexporten, verfolgte jedoch zugleich eine antikoloniale Zielsetzung, die das Land aus den ungleichen Verträgen, vor allem mit Briten und Russen, befreien sollte. Iran sollte als Nationalstaat in Gleichberechtigung mit anderen Nationen der Welt existieren. Für die Modernisierung Irans waren gewaltige Anstrengungen erforderlich, die vor allem staatliche Investitionen in die Infrastruktur betrafen, um das Land aus seinem vorindustriellen Zustand, geprägt durch Subsistenzwirtschaft und Nomadismus, in einen modernen Staat umzuwandeln. Zum *nation building* unter Riza Shah Pahlavi gehörten auch die Bemühungen, die kulturelle Identität des Landes durch die Bezugnahme auf die Vergangenheit zu prägen. Zu den Elementen, die man für die Betonung einer iranischen Identität für passend hielt, gehörte das altpersische Reich der achämenidischen Großkönige ebenso wie die Werke der Nationaldichter Firdausi, Umar Khayyam, Sa'di und Hafiz.¹⁴ „... the SNH [Society of National Heritage], with the intellectual aptitude of its first members, not only tied the idea of culture to sentiments of national superiority but also linked Iran's aesthetic value to a political ideology aimed at reviving its ancient grandeur and, hence, arriving at modernity“ (Abb. 1).¹⁵

Der „Verein für nationale Denkmäler“ lässt sich somit als Teil der nationalistischen Strömungen charakterisieren, die in der Aufbauphase der Pahlavi-Monarchie an Schwung gewannen. Unter den Gründungsmitgliedern des Vereins waren einige Intellektuelle, die jedoch eng mit dem Hof und der Regierung verbunden waren. Die wichtigsten konkreten Ziele waren in der Satzung des Vereins folgendermaßen festgelegt:

- Gründung eines Museums in Teheran
- Gründung einer Nationalbibliothek in Teheran
- Aufstellung einer Denkmalliste
- Aufstellung einer Liste beweglicher Kulturgüter (einschließlich Handschriften).¹⁶



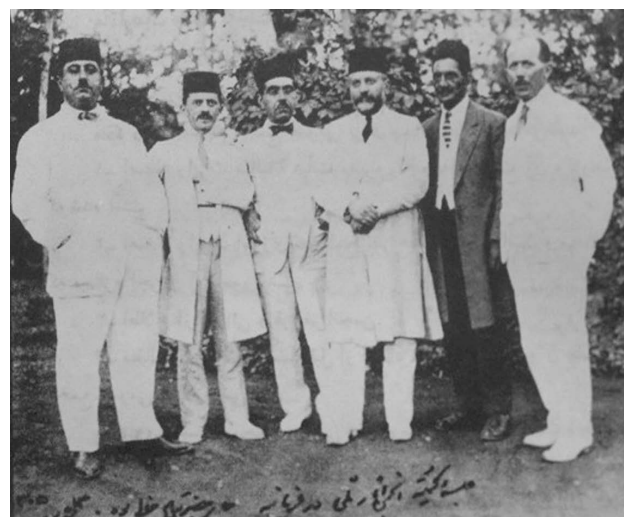
1 Logo des Anjuman-i Asar-i Milli, wie es in Publikationen des Vereins bis zur Revolution auf dem Titelblatt erschien. Das 1925 von Ernst Herzfeld gestaltete Emblem zeigt von Ranken und Blüten eingefasst drei Baudenkmäler, die für drei Epochen der Kunstgeschichte Irans stehen: Der Apadana (Audienzhalle) von Persepolis, der Palast von Ktesiphon (im Irak) und das Mausoleum Gunbad-i Qabus

Dies war der erste Schritt zu einer Denkmalliste in Iran, dessen Folgen bis zum heutigen Tag sichtbar sind. Sofort kam eine internationale Perspektive hinzu: Der Amerikaner Arthur Upham Pope propagierte die Idee von Ausstellungen persischer Kunst und gewann dafür den Schah und den Anjuman-i Asar-i Milli. So fanden in den Jahren 1927, 1930 und 1935 große Ausstellungen in Philadelphia, London und Leningrad/Moskau statt. Parallel dazu wurden Kongresse über persische Kunstgeschichte abgehalten.¹⁷ Die antikoloniale Stoßrichtung, die mit der Gründung des Anjuman-i Asar-i Milli verbunden war, bedeutete also keineswegs den Ausschluss ausländischer Wissenschaftler. Im Gegenteil wurde neben Arthur Upham Pope und seiner Partnerin Phyllis Ackerman noch ein weiterer Ausländer mit weitreichenden Aufträgen im Bereich der kunsthistorischen und archäologischen Forschungsorganisation betraut, der Deutsche Ernst Herzfeld (Abb. 2).¹⁸ Der iranischen Politik gelang es, vor dem Hintergrund internationaler Rivalitäten die Arbeit mehrerer Experten auch für ihre eigenen Interessen nutzbar zu machen. Zunächst schlug sich dies in der Aufhebung des französischen Monopols nieder, auf das der Anjuman-i Asar-i Milli hinarbeitete. Dieses Ziel wurde 1927 erreicht. Das iranische Parlament beschloss, den Vertrag zu annullieren und die Erlaubnis für französische Grabungen auf Susa zu beschränken.¹⁹ Frankreich wurde verpflichtet, beim Aufbau eines Museums und einer Bibliothek in Teheran Hilfe zu leisten.

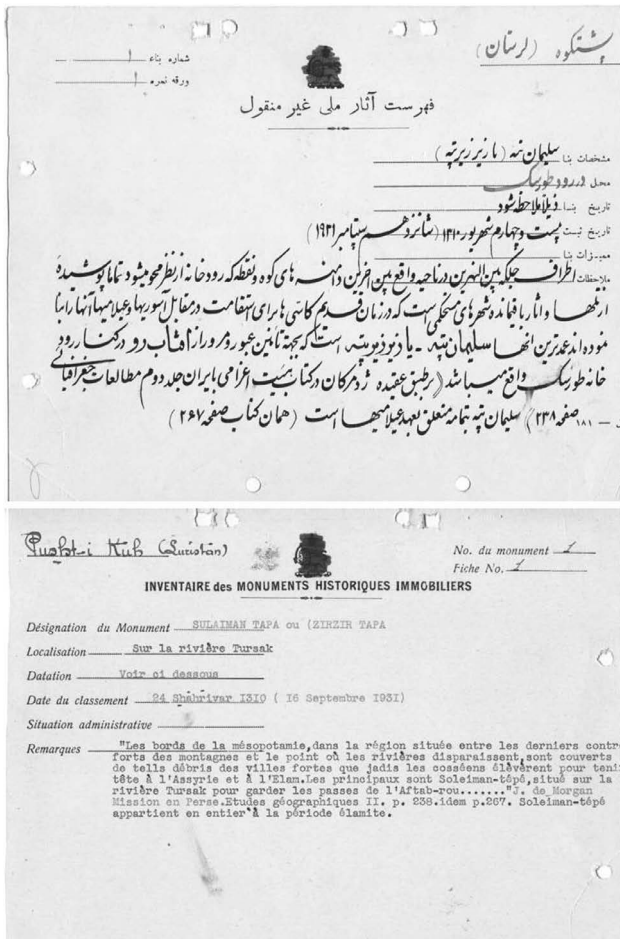
Im Gegenzug wurde zugesichert, dass für mindestens fünf Jahre ein Franzose als Leiter dieser Einrichtungen fungieren und die archäologische Erforschung Irans organisieren sollte. Der Architekt André Godard wurde auf diese Stelle berufen. Er sollte bis in die 1960er Jahre eine der einflussreichsten Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Kunstgeschichte, Archäologie und Denkmalpflege in Iran bleiben.²⁰

Drei Jahre später erfolgte ein weiterer entscheidender Schritt: Auf Veranlassung des Anjuman-i Asar-i Milli erließ das Parlament 1930 das Antikengesetz.²¹ Dieses Gesetz stellt bis heute die wichtigste Grundlage der Denkmalpflege in Iran dar (es ist zu bemerken, dass das Gesetz ein Jahr vor der Charta von Athen erlassen wurde). Es wurde von iranischen Experten mit Hilfe André Godards und Ernst Herzfelds ausgearbeitet. Letzterer hatte auch den Auftrag erhalten, eine Liste der nationalen Denkmäler Irans aufzustellen (Abb. 3).

Zentrale Begriffe in den entscheidenden Texten der Denkmalpflege-Gesetzgebung geben Aufschluss über die Schwerpunktsetzung. *Āsār*, aus dem nahezu gleichlautenden arabischen *āṭār*, ist der Plural von *aṣar* (arab. *atar*): Spur, Fußspur, Eindruck, Überrest. Dieser Begriff war seit langem im übertragenen Sinn auch für Denkmäler, auch Schriftdenkmäler, gebräuchlich. Bei dem Begriff der „Spuren“ und „Überreste“ schwingt jedenfalls mit, dass den Denkmälern ein historischer Zeugniswert zugemessen wurde. Das Adjektiv *milli* ist aus dem arabischen *milla* (Nation) abgeleitet, möglicherweise über das Türkentürkische, wo die „nationale“ (*milli*) Verfassungs- und Gesetzgebung unter Mustafa



2 Mitglieder des Anjuman-i Asar-i Milli in Teheran, 5. September 1926. Ganz rechts Ernst Herzfeld, dritter von rechts Premierminister Muhammad Ali Foroughi. Die handschriftliche Notiz besagt, dass der Schah an der Teilnahme der Sitzung verhindert war



3 Erster Eintrag in das Denkmalregister Irans, 1931: Der frühgeschichtliche Siedlungshügel Sulaiman Tepe wird auf Registerkarten in Persisch und Französisch aufgenommen

Kemal (Atatürk) in den 1920er Jahren wirksam geworden war. Der gesamte Ausdruck *āsār-i millī* erscheint als Übersetzung dort, wo in den französischen Versionen „monuments historiques“ steht. Die „historische“ Komponente wurde also für den persischen Gebrauch durch die „nationale“ ersetzt. Der Ausdruck *‘atiqāt* (substantivierter Plural von arab. *‘atīq* „alt, antik“) bezeichnet unmittelbar die „Antiken“ (Bauwerke und Objekte). Möglicherweise stand diese Wortwahl bei der Formulierung des Antikengesetzes unter Ernst Herzfelds Einfluss. Eine Überhöhung im Sinne einer Antike, die der kulturgeschichtlichen Orientierung hätte dienen können (wie in Europa im 19. Jahrhundert), kann dem Begriff für Iran jedoch nicht zugeschrieben werden.

Der Anjuman-i Asar-i Milli hatte geschickterweise den Monarchen selbst, Riza Shah, zu seinem Vorsitzenden gewählt. Mit Hilfe dieser Autorität konnte der Verein große Erfolge in der Denkmalpflege und im gesamten Bereich des Kulturerbes erzielen. 1932 wurden vom Parlament die Ausführungsbestimmungen zum Antikengesetz erlassen. Diese Bestimmungen gelten

– mit Erweiterungen und Veränderungen – im Prinzip bis heute.²² Die Kündigung des 60-jährigen französischen Monopols machte es möglich, dass auch andere Länder in der archäologischen Erforschung Irans tätig wurden. Besonders hervorzuheben sind die Grabungen des Institute of Archaeology der Chicago University in Persepolis ab 1931 (Ernst Herzfeld, Friedrich Krefter und Erich F. Schmidt; später arbeiteten iranische Teams, zeitweise auch ein italienisches Team, in Persepolis).

Mit Unterstützung des Anjuman-i Asar-i Milli und organisiert durch André Godard wurde 1937 das Nationalmuseum in Teheran, mit der daran angeschlossenen Nationalbibliothek, eröffnet. Damit waren die ersten beiden Ziele des Vereins verwirklicht. Von diesem Zeitpunkt an versuchte man, alle möglichen antiken Objekte im Nationalmuseum zu versammeln.²³ Jedoch veränderte man das Antikengesetz von 1930 in verschiedenen Punkten. In der ursprünglichen Fassung waren diejenigen Bauwerke als Denkmäler einzustufen, die vor 1794 entstanden waren, also vor dem Ende der Zand-Dynastie. Die Festlegung dieser absoluten chronologischen Grenze ist als politische Entscheidung zu verstehen: Da die Dynastie der Qajaren zur Zeit Riza Shahs nur geringes Ansehen genoss – man identifizierte sie mit politischem Niedergang und kulturellem Verfall –, konnten nur Werke aus der Zeit davor als denkmalwürdig betrachtet werden. Im Jahre 1944 wurde diese Regel jedoch geändert: Das iranische Parlament entschied, dass als Denkmal einzustufen sei, was hundert Jahre alt oder älter sei. Damit wurde eine entscheidende Verbesserung erzielt. Zum einen gilt das in prinzipieller Hinsicht, denn die gleitende Altersgrenze ermöglichte die Anpassung der Denkmälerliste ohne ideologische Vorbehalte. Zum anderen wurde es nun ganz konkret möglich, wichtige Bauwerke der frühen Qajarenzeit, wie z. B. den Gulistan-Palast in Teheran, zum Denkmal zu erklären.²⁴

Ein weiterer wichtiger Schritt im Iran war die Gründung der Sazman-i Milli-i Hifazat az Asar-i Tarikhi (Nationale Organisation zum Schutz historischer Denkmäler) im Jahre 1965. Damit war erstmals eine staatliche Fachbehörde gezielt mit der Denkmalpflege betraut. Diese Organisation entstand ein Jahr nach der Verabschiedung der Charta von Venedig und im selben Jahr wie ICOMOS. Das Gesetz, mit dem die Organisation geschaffen wurde, übernahm aus der Charta von Venedig viele Formulierungen in Bezug auf Definitionen, Ziele usw.²⁵ Im selben Jahr beschloss das Parlament, dass alle Baumaßnahmen in „historischen“ Städten eine Erlaubnis dieser Denkmalbehörde benötigten. Ohne Genehmigung der Behörde sollten Veränderungen

gen an Fassaden von Gebäuden bzw. Plätzen in diesen Städten ausgeschlossen sein. Damit handelt es sich um die erste Regelung zum städtebaulichen Denkmalschutz in Iran. 1973 wurden die Bestimmungen für die Denkmalliste erneut verändert: Die Hundertjahr-Grenze als Bedingung für den Denkmalschutz von Gebäuden wurde fallengelassen. Unabhängig vom Zeitpunkt der Entstehung konnte der oberste Kunst- und Kulturrat ein Bauwerk in die Denkmalliste aufnehmen. Mitglieder des Rates waren höchste Staatsbeamte, die in irgendeiner Weise mit kulturellen Angelegenheiten befasst waren, darunter mehrere Minister. Die erste Maßnahme dieses Rates war der Beschluss über die Aufnahme des Azadi-Denkmal in Teheran in die Denkmalliste – ein Bauwerk, dass gerade einmal zwei Jahre zuvor erbaut worden war.²⁶

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg schien die Stabilität der Pahlavi-Monarchie gesichert, obwohl die Turbulenzen um die Nationalisierung der Ölförderung mit dem durch die CIA organisierten Staatsstreich gegen die Regierung Musaddiq deutlich machten, wie schwach ihre Fundamente waren. Die sogenannte „weiße Revolution“ des Schahs sollte zwar die Modernisierung voranbringen, begünstigte aber einseitig Großgrundbesitzer und eng mit dem Schah verbundene Kapitaleigner. Für das Selbstbild der Monarchie waren die Feierlichkeiten zur 2500-jährigen Reichsgründung Irans besonders vielsagend, bei der sich die noch junge Dynastie in die Tradition der achämenidischen Großkönige stellte (Abb. 4). Die Ruinen von Persepolis und Pasargadae wurden als Kulisse für die Inszenierung der Feierlichkeiten gebraucht, was die unmittelbar politische Sichtweise auf prestigeträchtige Baudenkmäler unterstreicht. Die Jubiläumsfeier verdeutlicht schlaglichtartig die Abgehobenheit von den Problemen des Landes, die das Schah-Regime taub für die wachsende Unzufriedenheit machte. So traf die Revolution 1978–79 sowohl die Regierung als auch ihre US-Berater ziemlich unvorbereitet.

Denkmalpflege in der Islamischen Republik Iran

Seit der Revolution entwickelten sich Staat und Gesellschaft in Iran unter islamischen Vorzeichen. Dass religiöse und nationale Identitäten nicht deckungsgleich sind, dass die Politik nicht immer zugleich islamisch und iranisch geprägt sein kann, hat sich dabei in den letzten Jahren mehrfach gezeigt. Kennzeichnend für die heutige Situation ist unter anderem die internationale (Teil-)Isolierung, die seit über dreißig Jahren an-



4 2500-Jahr-Feier zum Bestehen Irans am Mausoleum Kyros' des Großen in Pasargadae, 1971

dauert und vor allem aus der Frontstellung gegenüber den USA resultiert. Diese Isolation betrifft Politik, Wirtschaft und Kultur gleichermaßen.

Mit der islamischen Revolution im Jahr 1979 veränderten sich die politischen Rahmenbedingungen, indem die Ziele und Werte der bisherigen Denkmalpflege grundsätzlich in Frage gestellt wurden. So forderte zum Beispiel der als Revolutionsrichter bekannt gewordene Ayatollah Khomeini, man müsse Persepolis als Symbol der Monarchie bombardieren und zerstören (fünf Monate zuvor war Persepolis noch als UNESCO-Welterbe registriert worden). Khomeinis Meinung war eine Extremposition. Andere, wie etwa Ayatollah Taleqani, setzten sich für den Schutz der Kulturgüter ein, die nunmehr als Eigentum des iranischen Volkes betrachtet werden müssten. Jedoch gab es auch faktische Veränderungen. Eine erste Maßnahme war die Auflösung des Anjuman-i Asar-i Milli, der in den fünfzig Jahren zuvor Motor der iranischen Denkmalpflege gewesen war. Obwohl die Vereinigung acht Jahre später unter anderem Namen neu gegründet werden sollte, waren in der Zwischenzeit zahlreiche Probleme im Bereich des Denkmalschutzes entstanden. Sieben Jahre nach der Revolution brachte eine Gruppe von Experten eine Initiative ins Parlament ein, in deren Folge eine neue Organisation für Kulturerbe (Sazman-i Miras-i Farhangi) gegründet wurde. Einer dieser Experten war Ba-

qir A. Shirazi, der an der Sapienza-Universität in Rom Denkmalpflege studiert hatte und vor der Revolution mehrere Jahre lang Leiter der iranischen Denkmalbehörde gewesen war. Er war an der Leitung der Kulturerbe-Behörde bis 2000 beteiligt und leitete nach seiner Pensionierung bis zu seinem Tod 2007 die ICOMOS-Stelle Iran.²⁷

Die Bezeichnung der Kulturerbe-Behörde setzt sich aus *mīrās* (von arab. *warāṭa* „erben“): „Erbe, Vermächtnis“ mit *farhang* „Kultur“ im weitesten Sinne zusammen. Die Prägung *mīrās-i farhangī* lässt sich als direkte Übersetzung von „Cultural Heritage“ erklären. Mit der Revolution war sicherlich auch der Bedarf gegeben, das streng säkulare *āṣār-i millī* zu ersetzen. Offensichtlich erfüllte *mīrās* mit seinem etwas „islamischeren“ Anklang diese Anforderung.

Die Arbeit der Kulturerbe-Behörde war in die drei Aufgabenbereiche Forschung, Konservierung und Öffentlichkeitsarbeit gegliedert. Seit ihrer Gründung hat die Kulturerbe-Behörde viele und durchgreifende Veränderungen erfahren. Dabei haben sich die Aufgaben vervielfacht und die Problemstellungen sind komplexer geworden. Ein Grundproblem bestand in dem Entwicklungsdruck, der alle Städte und viele Landgemeinden Irans erfasst hat und dem zahllose Bauten zum Opfer gefallen sind. Bevölkerungswachstum und Bodenspekulation haben zusammen mit dem geringen Prestige traditioneller Bautechnik dazu beigetragen, dass in den Wohnbereichen der Städte nur noch in Einzelfällen Bausubstanz erhalten ist, die aus der Zeit vor der islamischen Revolution stammt. Dennoch: Die 1930 begonnene Denkmalliste umfasst mittlerweile über 32.000 Denkmäler (im Durchschnitt wurde also in den achtzig Jahren ihrer Bearbeitung durchschnittlich jeden Tag ein Denkmal in die Liste aufgenommen).

Bei der Konservierung der Baudenkmäler zeigen sich im Iran ähnliche Phänomene wie sie auch in anderen Ländern zu bemerken sind, vor allem wenn die Denkmäler wegen ihrer historischen und künstlerischen Bedeutung im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stehen. Eine dieser Erscheinungen lässt sich unter dem Stichwort „übermäßige Restaurierung“ zusammenfassen. Die (Wieder-) Herstellung gänzlich neuer Partien von Mauerwerk und Baudekor lässt sich vom ehemals privaten Wohnhaus über Karawansereien bis zu größeren Moscheebauten an zahlreichen Beispielen beobachten. Im Falle der Altstadt von Bam, die nach der Zerstörung durch das verheerende Erdbeben von 2003 vollständig wieder aufgebaut werden soll, wird das Ausmaß dieser Tendenz deutlich (Abb. 5).

Ein weiteres Problemfeld denkmalpflegerischer Entscheidung, nämlich die Frage, welche Bestandteile bei komplexen, über mehrere Epochen gewachsenen Strukturen zu konservieren sind, scheint auf den ersten Blick in Iran weniger großes Gewicht zu haben. Doch ist dies in manchen Fällen einer Dokumentation des Bestandes zuzuschreiben, die entweder oberflächlich oder bereits wertend selektiv vorgeht. Ein Beispiel ist in der Stadt Bishapur in Südiran zu sehen, die im 3. Jahrhundert gegründet wurde und bis ins 10. Jahrhundert bestanden haben muss; jedoch interessierte sich die Forschung lange Zeit ausschließlich für die vorislamischen Phasen der Stadtentwicklung. Auch die Häuser der dörflichen Siedlung, die bis ins 20. Jahrhundert auf dem Stadtgelände bestand, wurden spurlos beseitigt. In ähnlicher Weise wurde im Umfeld des monumentalen Mausoleums von Sultaniya verfahren, wo die spätere Bebauung des Bereichs, die auch anspruchsvolle Strukturen des 19. Jahrhunderts einschloss, flächenhaft abgebrochen wurde, um die Baureste aus der Gründungszeit der Stadtsiedlung im 14. Jahrhundert freizulegen.

In den letzten Jahren gewinnen die Stichworte „Ensembleschutz“ und „Kulturlandschaftsschutz“ in der iranischen Denkmalschutz-Diskussion langsam an Bedeutung. Das Thema „Industriedenkmäler“ hat dagegen angesichts der späten Industrialisierung des Landes bislang nur punktuell Bedeutung erlangt.

Eine internationale Dimension der Denkmalpflege in Iran wurde nach der Revolution zunächst durch den Krieg erzwungen. Die irakische Führung ließ in dem 1980 von ihr begonnenen Krieg iranische Städte bombardieren, darunter auch Dizful im Südwest-Iran, dessen historisches Zentrum fast vollständig zerstört wurde. Iran appellierte an internationale Organisationen, diese Zerstörung von Kulturgütern zu verurteilen, jedoch ohne Konsequenzen.²⁸

Internationale Dimensionen zeigen sich jedoch auch in anderer Weise, fernab von der Tragödie des Krieges. So ist die iranische Denkmalpflege aktiv am UNESCO-Welterbe-Programm beteiligt. Bislang wurden sechzehn Objekte in Iran in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Das erste Objekt war 1979 der Palastkomplex von Persepolis, das bislang jüngste der Gulistan-Palast in Teheran 2013. Die Aufnahme von Denkmälern in die UNESCO-Welterbe-Liste wurde in Iran als Zeichen gewertet, dass die Rolle des Landes als Kulturnation im internationalen Kontext gewürdigt wurde. Internationale Anerkennung war auf diesem Sektor wichtig – auch in den Augen einer politischen



5 Bam, Provinz Kirman: Rekonstruktion des Nordtors des Befestigungsringes der 2003 bei einem Erdbeben stark zerstörten Stadt. Aufnahme 2010

Elite, die auf anderen Gebieten nicht davor zurückschreckte, in relativ isolierte Positionen zu geraten. Nach innen konnte der Status von Denkmälern als UNESCO-Weltkulturerbe dafür genutzt werden, ihrer Zerstörung und Beeinträchtigung Einhalt zu gebieten. So wurde in Isfahan das Bauprojekt des Verwaltungs- und Geschäftskomplexes „Jahan-Nama“, der die Stadtsilhouette in der Umgebung des geschützten Maidan stark verändert hätte, zwar nicht gänzlich verhindert, aber 2007 ein Rückbau der bereits errichteten oberen Geschosse erreicht.

Kulturelles Erbe ist im Iran seit der Revolution immer auch ein politisiertes Thema gewesen, und Denkmalpflege musste immer unter politischem Druck arbeiten. Ein Beispiel ist die Zusammenlegung der Kulturerbe-Behörde mit der Organisation für Tourismus, wodurch sich die Bedeutung und Wertigkeit kulturellen Erbes verschoben hat. Die Aufgaben des Tourismus-Managements betreffen selbstverständlich auch die Denkmalpflege in Iran, selbst wenn sich die Zahlen ausländischer Touristen in Grenzen halten. Die Beanspruchung bestimmter Denkmäler durch den Binnen-

tourismus kann so hoch sein, dass spezielle Maßnahmen der Wegführung und der Abschirmung der Bausubstanz ergriffen werden müssen, wie das Beispiel Persepolis zeigt. Auch an manchen Pilgerstätten berührt der Druck, der von großen Besuchermassen erzeugt wird, die Anliegen der Denkmalpflege, so etwa im Imam-Riza-Heiligtum in Mashhad. Derzeit ist der Leiter der Kulturerbe-Behörde der Vizepräsident der Republik. Das zeigt einerseits die politische Dimension des Bereichs Kulturerbe; andererseits spiegelt sich darin auch generell die Wichtigkeit dieses Themas für die Gesellschaft Irans.

Die Arbeit der Kulturerbe-Behörde kann man auch weiterhin mit den drei Aufgabenbereichen Forschung, Konservierung und Öffentlichkeitsarbeit umschreiben. Die Sazman-i Miras-i Farhangi hat in den 27 Jahren ihrer Existenz immer danach gestrebt, eine übermäßige Politisierung durch konstante Arbeit nach fachlichen Kriterien auszugleichen. Internationale Verknüpfungen haben die Denkmalpflege in Iran von den Anfängen an bestimmt. Dabei ist der grundlegende Wandel von der Situation der Kolonialzeit bis zur Islamischen Re-

publik von strukturellen und konzeptionellen Veränderungen geprägt. Für die derzeitige Situation ist von Bedeutung, dass die iranischen Fachleute auch in den Jahren der relativen Isolation nach der Revolution danach gestrebt haben, internationale Standards in der Denkmalpflege zu halten und dass die internationale Zusammenarbeit mit ausländischen (europäischen) Institutionen einen hohen Stellenwert genießt – wenn sie sich auch nicht immer ohne Schwierigkeiten realisieren lässt.

- 1 Der vorliegende Beitrag ist in Teilen aus der Masterarbeit mit dem Titel „Achtzig Jahre iranische Denkmalschutzgesetze im Verhältnis zum internationalen Denkmalrecht“ hervorgegangen, die Kourosh Rashidi im Masterstudiengang Denkmalpflege/Heritage Conservation 2014 an der Universität Bamberg eingereicht hat. – Die Umschrift persischer Namen und Begriffe richtet sich im Haupttext nach einer vereinfachten Variante der wissenschaftlichen Transliteration. Die Transliteration der Zitate in den Anmerkungen folgt den Richtlinien der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.
- 2 Vgl. A glorious past inspires a conflicted Nation: Persia – Ancient Soul of Iran, in: National Geographic August 2008, S. 34–35. Der Beitrag wird kritisch beleuchtet von Mizan, Souzana: The Enemy Renarrated: Beyond Culture Clash, in: Images. Journal for Visual Studies 1, 2013, <http://www.visual-studies.com/images/no1/mizan.html> (Abrufdatum 30.04.2014). Mizan charakterisiert den National-Geographic-Beitrag als Teil eines hegemonialen, westlichen Diskurses, der darauf abziele, unter Negation islamischer Elemente eine persische Identität zu konstruieren. Dagegen könnte man anmerken, dass die starke Bezugnahme auf die vorislamischen Kulturen Irans gegenwärtig von zahlreichen Iranern geteilt wird und tatsächlich eine bedeutende Facette des iranischen Selbstbildes darstellt.
- 3 Vgl. z. B. Diez, Ernst: Die Kunst der islamischen Völker (Handbuch der Kunstwissenschaft), Berlin 1917, passim; Sourdell-Thomine Janine/Spuler, Berthold: Die Kunst des Islam (Propyläen Kunstgeschichte, 4), Berlin 1973, S. 106–107.
- 4 Vgl. Vernoit, Stephen: The Rise of Islamic Archaeology, in: Muqarnas 14, 1997, S. 1–10, hier S. 7; Gluck, Jay / Silver, Noel: Surveyors of Persian Art. A documentary biography of Arthur Upham Pope & Phyllis Ackerman, Ashiya 1996; Abdi, Kamyar: Nationalism, Politics, and the Development of Archaeology in Iran, in: American Journal of Archaeology 105, 2001, S. 51–76; Helwing, Barbara / Rahemipour, Helga (Hg.): Tehran 50. Ein halbes Jahrhundert deutsche Archäologen in Iran (Archäologie in Iran und Turan 11), Mainz/Darmstadt 2011; Hasan-zāda, Yūsuf / Miri, Simā (Hg.): Maǧmūʿa-i maqālāt-i 80 sāl-i bāstān-šināsī-i Irān, Tehran 1391 (2012).
- 5 Vgl. Marashi, Afshin: Nationalizing Iran. Culture, Power, and the State, 1870–1940, Seattle/London 2008; Grigor, Tallin: Building Iran. Modernism, Architecture, and National Heritage under the Pahlavi Monarchs, New York 2009.
- 6 Jokilehto, Jukka: A History of Architectural Conservation, Oxford 1999, S. 270–274, gibt einen Abriss wichtiger Fakten; Stubbs, John H.: Time Honored. A Global View of Architectural Conservation. Parameters, Theory, & Evolution of an Ethos, Hoboken NJ 2009, erwähnt Iran weder im Kapitel zu Nordafrika und Westasien noch im Text zu Zentral- und Südasien; eine Abbildung auf S. 322 stellt die Zikkurat von Chogha Zanbil (mit der falschen Bezeichnung als „Zitadelle“) als Beispiel für „on-site training in architectural conservation“ im Bereich des Lehmbaues dar.
- 7 Vgl. Della Valle, Pietro: Viaggi; übers. Šafā, Šuʿāʿ ad-Dīn, Safarnāma, Teheran 1381 (2002), S. 37.
- 8 Vgl. Kaempfer, Engelbert: Amoenitates exoticae, übers. ʿAlī Tatarī, Kimpfir: safarnāma-navīs-i mutafāvit, Payām-i Bahārīstan 43, 1383 (2004), S. 23. – Die Grundlage zur Entzifferung der Keilschrift lieferte jedoch erst Carsten Niebuhr (1733–1815), der bei seinem Aufenthalt in Persien 1765 auch altpersische Inschriften in Persepolis und Bisutun so genau kopiert hatte, dass es Georg Friedrich Grotefend (1775–1853) nach Niebuhrs Zeichnungen 1802 gelang, die Schrift zu entschlüsseln.
- 9 Zur Geschichte Irans im Folgenden vgl. als Überblickswerke The Cambridge History of Iran Bd. 7: From Nadir Shah to the Islamic Republic, Cambridge 1991; Gronke, Monika: Geschichte Irans. Von der Islamisierung bis zur Gegenwart (Beck Wissen bsr 2321), München 2003, S. 82–114.
- 10 Nigahbān, ʿIzzatullah: Murūri bar pangāh sāl-i bāstānšināsī-i Irān, Teheran: Sāzmān-i mirās-i farhangī 1376 (1998), S. 25.
- 11 Taqī Muṣṭafavī, Sayyid Muḥammad (Hg.): Talāš dar rāh-i ḥidmat ba-āšār-i millī, in: Guzarīshāy-i bāstān shināsī, Bd. 3, Teheran 1334 (1956), S. 58–60.
- 12 Gurūh-i paṣūhišgirān: Bāstān paṣūhi, viṣā nāma-i siminār-i naqš-i dānišgāh-i Tihṛān dar ravand-i muṭālīʿāt-i bāstānšināsī-i kišvar, Teheran, 1372 (1994).
- 13 Baḥr al-ʿUlūmī, Ḥusain: Kār-nāma-i anǧuman-i āšār-i millī, Teheran, Anǧuman-i āšār-i millī, 1355 (1976), Vorwort.
- 14 Vgl. Grigor, Tallinn 2009 (wie Anm. 5).
- 15 Grigor, Tallinn 2009 (wie Anm. 5), S. 31.
- 16 Asās-nāma va-nizām-nāma-i anǧuman-i āšār-i millī, Teheran, maǧlis-i šūrāi-i millī, 1304 (1926), Art. 8.
- 17 Vgl. Gluck/Silver 1996 (wie Anm. 4); Gurūh-i paṣūhišgirān 1372 (1994) (wie Anm. 12).
- 18 Vgl. Mousavi, Ali: “Ernst Herzfeld, Politics, and Antiquities Legislation in Iran”, in: Ann C. Gunter/Stefan R. Hauser (Hg.): Ernst Herzfeld and the Development of Near Eastern Studies, 1900–1950, Leiden/Boston 2005, S. 455–475; Barbara Helwing: Ernst Herzfeld als Berater der persischen Regierung, in: Helwing/Rahemipour 2011, S. 37–45.
- 19 Afsar, Kirāmātullāh/Mūsavi, Sayyid Aḥmad: Pāsdārī az āšār-i bāstāni dar ʿašr-i pahlavi, Teheran: Idāra-i kull-i ḥifāzat-i āšār-i bāstāni va banāhā-i tāriḫi-i Irān, 1352 (1974), S. 38.
- 20 Baḥr al-ʿUlūmī, Ḥusain 1355 (1976) (wie Anm. 13), S. 10.
- 21 Navāi, ʿAbd al-Ḥusain: “Čigūna anǧuman-i āšār-i millī bunyād girift?”, in: Nāma-i anǧuman, 1380 (2002), S. 96–118.
- 22 Nizām-nāma-i anǧuman-i āšār-i millī, Teheran: Maǧlis-i šūrāi-i millī, 1304 (1926).
- 23 Bunyād va gustariš-i mūza dar Irān, Bd. 1, Teheran: Idāra-i kull-i mūziḥā, 1352 (1973), S. 16.
- 24 Asnād-i ṣabtī-i fihrist-i āšār-i ṣabtī-i millī-i Irān dar sāzmān-i mirās-i farhangī, Teheran.
- 25 [Širāzi, Bāqir Āyatullāhzāda]: Āšār-i tāriḫi dar panāh-i qānūn (1), in: Āšar 9/10, 1364 (1985), S. 209–218.
- 26 Asnād-i ṣabtī-i (wie Anm. 24).
- 27 Širāzi, Bāqir Āyatullāhzāda: Niḡāhi ba-taǧrubiyyāt-i paṣūhiš, ḥifz va-iḥyāʾ va muʿarrifi-i mirās-i farhangī dar Irān, Teheran: Sāzmān-i mirās-i farhangī 1373 (1995).
- 28 [Širāzi, Bāqir Āyatullāhzāda]: Masǧid-i Ġāmiʾ-i Iṣfahān: Nimūna-i az taḥrib-i mirās-i farhangī bar āšar-i ḡang-i taḥmili, in: Āšar 14/15, 1364 (1985), S. 10–65.

Bildnachweis

Abb. 1: Silsila-i intišārāt-i anǧuman-i āšār-i millī

Abb. 2: <http://runykey.blogfa.com/post-1415.aspx> (Nov. 2013)

Abb. 3: Sāzmān-i Mirās-i Farhangī, Markaz-i Asnād

Abb. 4: <http://www.iranian.com/CyrusKadivar/2002/January/2500/5.html>

Abb. 5: Foto: Chr. Fuchs

From the Heritage of the German “Other” to the Heritage of the “Other” Germany: American policy on German architectural heritage between the Second World War and the Cold War

Vom Erbe des deutschen „Anderen“ zum Erbe des „anderen“ Deutschlands: Amerikanische Denkmal-Politik in Deutschland zwischen Zweitem Weltkrieg und Kaltem Krieg

Deutsche Zusammenfassung

Während des Bombenkriegs gegen Nazideutschland waren die Vereinigten Staaten an der großflächigen Zerstörung architektonischen und kulturellen Erbes deutscher Städte beteiligt. Dies stellte die USA vor ein ernsthaftes moralisches und grundsätzliches Problem. Der Bombenkrieg erforderte es, das deutsche Volk und seine Kultur als grundsätzlich „anders“ aufzufassen, während gleichzeitig der Beitrag der Deutschen zu eben jener Kultur, um deren Rettung die Alliierten kämpften, außer Frage stand. Aus diesem Dilemma heraus entwickelte die US-Regierung im Krieg verschiedene Strategien, um das kulturelle Erbe Deutschlands vor der Zerstörung zu bewahren und so die Bombenangriffe auf die Zivilbevölkerung zu rechtfertigen.

Als nach dem Krieg die UdSSR als das neue „Andere“ hervortrat, wurden diese Strategien überarbeitet und weiterentwickelt, mit dem Ziel, Deutschland als ein natürliches wenn auch fehlgegangenes Mitglied der Gemeinschaft demokratischer Staaten in das westliche Bündnis zu integrieren. Der Beitrag umreißt die US-amerikanischen Strategien und zeichnet die wechselnden Sichtweisen der US-Regierung auf das architektonische Erbe Deutschlands vom Krieg bis in die frühe Nachkriegszeit nach. Dabei wird herausgearbeitet, dass die Interessen der zu Verbündeten gewordenen Feinde sich zwar teilweise entsprachen, teilweise aber auch in schroffem Gegensatz zueinander standen.

In the Second World War, the United States along with Britain and the other Allies participated in the destruction of vast amounts of architectural and cultural heritage in Germany. The air war, and in particular the strategy of “area” or “carpet” bombing of non-strategic targets adopted by Bomber Command in late 1940, resulted in the loss of countless historic monuments throughout enemy territory, including churches and palaces, castles, town halls, theatres and opera houses, museums and libraries, public sculptures, fountains and gardens – in short, in the elimination of broad sections of what had been the glory of Old Europe.

Far from a matter of indifference to the Americans, the destruction of German heritage was a source of considerable anxiety. Indeed, it presented them and the other Western Allies with a serious dilemma: the strategy of indiscriminate bombing, in order to be justifiable on any level, required the casting of the German people as intrinsically and irredeemably “other”, as having “no real mental relations” with the West;¹ yet there was also an inescapable awareness that German

heritage was in fact integral, indeed foundational to Western heritage and to Western civilization – and that destroying it was therefore incompatible with the goal of saving civilization that was the primary reason for fighting the war. To resolve this dilemma, the United States government developed a set of special wartime policies intended to reconcile enmity with affinity by granting limited protection to German architectural heritage, or at least exempting selected elements of it from complete destruction. After the war’s end these policies were revised and further developed, especially as the Soviet Union emerged as the new “Other” and the notion of Germany’s fundamental cultural and historical affinity with the West changed from an inconvenient truth into a useful ideological and rhetorical premise. Now German architectural heritage became a focus of intensive American efforts to exploit both culture and history as weapons in the Cold War struggle for dominance in Central Europe.

The following discussion outlines these efforts and policies, tracing the shift in American perceptions of

German historic architecture from the wartime into the immediate postwar years and the official recasting of this architecture from the heritage of the German “Other” to the heritage of the “other” Germany.

Indiscriminate bombing and the heritage of the German “Other”

In the early stages of the war, the military leadership in Britain and later the United States was committed to bombing only military, industrial and other strategic targets. This was in keeping with the international consensus on the allowable use of air power that had developed since the First World War, as well as with international law. A similar German commitment in word was not upheld in deed: the indiscriminate bombing of Warsaw by the *Luftwaffe* in September 1939 was followed by the destruction of large sections of Rotterdam in May 1940.

For many military officials in Britain, the *Luftwaffe*’s actions in Poland and Holland seemed to justify their own government in abandoning any legal or moral scruples when it came to the use of air power against Germany.² But it was not until the first “*Blitzkrieg*” attacks on England itself that the impetus was given for a decisive shift in British policy. Devastating raids such as that on the historic centre of Coventry caused an outpouring of anti-German sentiment in Britain and beyond, sentiment that was further whipped up by those in Government pushing for a tougher bombing agenda. One particularly outspoken proponent was Sir Robert Vansittart, Chief Diplomatic Advisor to the British Foreign Office. Vansittart had lived and studied in Heidelberg as a young man and therefore claimed to speak with authority about the “character and system” of “the Germans”. In late 1940, he recorded a series of lectures for the BBC in which he proposed to illustrate Germany’s “long and unbroken record of evil-doing” through a survey of that country’s history: from the bloody deeds of the ancient *Germanen* down to World War I and now the National Socialist movement. In order to prevent further human suffering at their hands, he argued, it was necessary to be “sternly practical”, to “discard ... the ‘vague and lyrical’ view of Germany” and to “keep strictly to the record – the worst ever”.³

This “vague and lyrical” view was indeed widespread among Vansittart’s colleagues and countrymen, many of whom nurtured a belief in the existence of a “better” Germany – peace-loving, rooted in noble cultural traditions, and committed to the same Christian principles

that guided social and political conduct in the rest of the “civilized” world. This view of the Germans as a kindred people was countered by Vansittart with a clear image of them as “other”:

*“Germany as a whole has always been hostile and unsuited to democracy... [W]e live at opposite poles... We have not a main idea in common... Our terms and concepts, our aims and admirations, are in complete contrast, even if the labels are the same. We have no real mental relations with Germans.”*⁴

This kind of rhetoric proved highly effective with the general public, and by late 1940 Churchill and the British military leadership saw themselves as having been given a mandate to adopt a policy of unrestricted bombing. “This course,” they believed, “had been justified by previous German action”; furthermore, they were convinced that it “would be justified as a strategy in the outcome” – namely, a collapse in German morale that would lead directly to that country’s surrender.⁵

The decision to engage in “morale bombing” was confirmed in 1942 and again in early 1943, at the Casablanca Conference attended by Churchill, Roosevelt and de Gaulle. What was never made explicit in these discussions, but was nevertheless clear to all concerned, was that the attack on morale would inevitably cause the deaths of innocent men, women and children, while at the same time destroying hospitals, schools and other public welfare institutions, as well as museums, churches and other priceless cultural and historical monuments. This was indeed part of the point: as theorized by military strategists between the wars, the effectiveness of morale bombing lay in its impact on the things the enemy holds most dear, among them the built symbols of his history, culture and identity. The German command, for its part, was quite clear on this: the theory was already being implemented in Warsaw and was the guiding principle behind the so-called “Baedeker Raids” on historic English towns during 1942. Implicit within the strategy – and key to its successful application – was the conceptualization of the enemy as fundamentally “other”, and the denial of the right of his culture and identity to exist. This was explicit in the case of Warsaw and the planned elimination of Polish culture as part of the “*Generalplan Ost*” for German territorial expansion – as well as in the destruction of sites and artifacts of significance to the Jewish population and other groups characterized by the Nazis as “less than human”.⁶ The Allies may not have explicitly denied the humanity of the German people, but they did see them as having forfeited many of their natural

human rights through their support of the National Socialist regime. Similarly, if Bomber Command did not target historic cities in Germany expressly for their cultural value, neither did they stop short of drawing heritage into the attack on morale. In fact, the period of “experimentation” that followed the decision to begin unrestricted bombing was marked by careful study of the unique urban conditions of towns such as Aachen, Münster and Lübeck – conditions such as narrow, winding streets and many wood-framed, half-timbered houses – to see whether they could be exploited in the effort to achieve maximum destruction.⁷

The American military leadership, once that country entered the war in late 1941, accepted their British colleagues’ approach. At the same time, top officials with the US Army Air Force (USAAF) stressed “the American principle of precision bombing of targets of strictly military importance” during raids undertaken in daylight conditions.⁸ Indiscriminate bombing was in fact never popular with constituents at home, failing for a variety of reasons to win the kind of public support seen in Britain: American memories of World War I were less traumatic, for example, and the US population was not directly affected by the Blitz; moreover, America was home to many German immigrants, including thousands who had recently fled the Nazi regime and openly opposed it. Hence there may have been less readiness in America to view the Germans as entirely “other”. Despite policy, however, USAAF bombing in fact evinced little real accuracy and caused much serious damage. Those on the receiving end of their attacks in German cities mourned the loss of cultural heritage that resulted, and suspected the Allies of targeting that heritage deliberately. Official propaganda condemned the Allies’ “barbaric lust for destruction” and characterized them – cynically and hypocritically – as “*Kultur-Schänder*” or “desecrators of culture”.⁹

Such accusations were repudiated by both the American and the British military leadership, and yet the implication that the Allies were no better than the Nazis – no better than the “other” from whom they continually sought to differentiate themselves – nevertheless hit home, and discomfort with the destruction of German cities grew. It eventually came to a head in mid-1943, as public upset over the major raid on Hamburg, in which it was reported that tens of thousands of civilians had likely been killed and large areas of the city devastated, put pressure on leaders to give a clear demonstration of the commitment to principles that was supposed to set them apart from their opposite numbers in Hitler’s Germany. In Washington, a group of influential figures

from the worlds of art and academia that had been lobbying for special consideration for cultural monuments since early 1942 now stepped up its campaign.¹⁰

This alliance of curators and scholars, led by Archaeological Institute of America president William B. Dinsmoor, approached President Roosevelt and the State Department with a plan to form a committee for the “protection and conservation of works of art and of artistic or historic monuments and records in Europe”. Lending his support to their proposal was Secretary of State Cordell Hull, who agreed that the adoption of a preservation policy would clearly proclaim the Allies’ “practical concern in protecting the symbols of civilization from injury and spoliation”; furthermore, it would give them “a moral effect of positive advantage” over the Germans.¹¹ With public pressure continuing to mount, Roosevelt allowed himself to be persuaded, and in August 1943 the “American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and Historic Monuments in War Areas” was officially founded. The task of the “Roberts Commission”, as it came to be known, was to “protect and conserve works of art and artistic or historic monuments and records in Europe to the extent allowed by military operations”¹² – the final proviso being included at the insistence of Roosevelt and the Joint Chiefs of Staff. The Commission’s work was primarily to involve compiling and editing lists of monuments and collections which should be avoided by American bomber crews – and, later, respected by ground troops – as well as maps clearly indicating where these monuments and collections were located. The latter, when used in combination with the USAAF’s precision bombing technique, were expected to increase the chances that at least the most important monuments in a targeted city might come through the war intact.¹³

The public relations value of the initiative was exploited from the start. In a statement issued by the War Department, the formation of the Roberts Commission was presented as proof positive that “[e]very effort consistent with military expedience is being made to preserve such art objects as come within the scope of Allied military operations”.¹⁴ The lists compiled by the Commission’s staff reflected this emphasis on the public’s perception: they were dominated by famous monuments – cathedrals, palaces, etc. – as icons recognizable to those parts of the American public who knew and cared about heritage. The focus on major monuments was also a shrewdly pragmatic one, since these were likely to be the only things it was actually possible to save under the conditions of “total war”. Moreover, as architectural historian Lucia Allais has argued, being

able to assert that "every effort was being made" to save these iconic works may also have delivered a real tactical benefit, in that it freed the USAAF to destroy everything else.¹⁵ In the event, however, the efforts of the Roberts Commission were not to be crowned with success. Although the USAAF accepted the Commission's carefully-prepared lists and maps, few of these appear to have been actually distributed to bomber crews, or consulted with any care during the course of a mission. As one researcher has established, there was in fact "no significant instance where the course of military operations was directly affected by regard for the cultural importance of sites or buildings".¹⁶ The "saturation" of Dresden in February 1945 seems to offer ample proof of this; the injunctions of the Roberts Commission clearly had little impact there. And yet the formation of the Commission is usually described as "one of the more admirable features of American bombing policy"¹⁷ – a circumstance that seems to confirm Allais' suggestion that the real goal of Allied policy with regard to monuments was not "the imposition of an ethical absolute, but rather the projection of a symbolic effect".¹⁸

Regret and rapprochement after 1945

This concern with symbolic effects was also characteristic in many ways of American policy toward German heritage after the war's end. The bombing of Dresden remained an embarrassment: one British MP called it "a blot upon our escutcheon" that would "stand for all time",¹⁹ and Churchill himself acknowledged it as "a serious query against the conduct of Allied bombing".²⁰ The extent of the damage done to other cities likewise came as a shock to the occupation forces as well as to the public at home, whom the media was now providing with a first close-up look behind enemy lines. Wrote one American officer touring his former targets, "One gets a feeling of horror; nothing, nothing is left".²¹

These feelings of embarrassment, shock and horror may have added impetus to American efforts to "protect and salvage" the remains of Germany's architectural heritage after the war's end. Central to this effort was the work of the "Monuments, Fine Arts and Archives" section of the War Department (MFA&A). The so-called "Monuments Men" comprised a corps of approximately eighty officers and enlisted men specially selected from both the American and British armed forces for their museum experience and their background in art history.²² They were to accompany the advancing armies into conquered territory and to prevent both Allied and enemy soldiers as well as local residents "from damag-

ing national monuments and from damaging or looting public or private collections"; they were also empowered to carry out emergency measures for the protection of these monuments and collections, while at the same time supporting "the maintenance or reactivation of the civilian administrative machinery which controls them".²³ To these duties was soon added the task of overseeing the return of artworks and valuables that had been removed into safe storage to the churches and museums to which they belonged, as well as the work for which the Monuments Men are perhaps best known, that of locating and recovering works of art looted by the Nazis and returning them to their rightful owners.

This kind of activity was meant to style the Allied forces both at home and among local German residents as the rescuers and restorers of European culture, rather than its destroyers. By assisting in salvage efforts and helping local cultural and preservation authorities to reorganize, the Monuments Men were to compensate in some degree for the destruction wrought by Allied bombers on what was now being acknowledged and embraced as the common heritage of all Western nations. These and similar attempts at rapprochement on a cultural level were also a small but vital part of the United States' growing commitment to "rehabilitating" its former enemy. This effort first of all involved denazification, demilitarization and democratization as a moral obligation to humanity, for the sake of global peace and security. Increasingly importantly, however, the rehabilitation of Germany was also becoming part of a larger effort to consolidate and fortify opposition to the emerging new threat to Western civilization posed by the Soviet Union. For in the battle of ideologies that would soon develop into the Cold War, Germany was becoming a primary battleground.

West vs. East and the heritage of the "other" Germany

With the adoption of the Marshall Plan in 1947, America finally and fully committed to shaping Germany into a "Western-oriented, democratic" state with a "market-oriented economy and institutionalized protection for individual rights".²⁴ This commitment was only strengthened by the Berlin Blockade of June 1948 to May 1949. Indeed, this first major clash of the Cold War marked an important turning point in German-American postwar relations, as historian Michael Ermarth explains: by forcing close cooperation between the two nations in dealing with the immediate impact of the crisis, and by joining them in a common cause

against a shared enemy, the Blockade had the effect of “turn[ing] the occupation into a partnership of mutual commitment” and making Germany the “ally of the Allies”.²⁵ To be sure, attitudes toward Germany did not change overnight: accepting as an ally the country that had been a ferocious and implacable enemy through two world wars was no simple matter and required powerful ideological and rhetorical support and justification. Fortunately for American policy-makers, the elements for such justification lay readily to hand: they could be found, for example, in the longstanding discourse of the “other”, better Germany, as well as in the discourses of “*christliches Abendland*” and “*Europa*” which were being actively promoted by the Germans themselves. Taken up and developed, these lines of argument would make it possible to accept and embrace Germany as an original and natural – if badly lapsed – member of the Western family. Churchill had already pointed the way in his famous Zürich address of September 1946, when he had counted Germany along with France and England among “the great parent races of the western world” and called for a “blessed act of oblivion” with regard to the past, for the sake of achieving, at long last, a European community “united in the sharing of its common inheritance”.²⁶

Germany would therefore be welcome in the West – that is, once the country had succeeded in gaining control over its “will to war” and again become entirely the “other” Germany of the pre-Bismarck tradition. In this area as in the economic sphere, America was willing to offer assistance: the Marshall Plan included “cultural and moral re-education” as part of its strategy for promoting German recovery.²⁷ More specifically, the plan recommended training in the democratic process, as well as the careful cultivation of those ideals and pursuits which Churchill had identified as the core of the “common inheritance” of the nations of Europe: “Christian faith and Christian ethics”, along with “culture, the arts, philosophy and science”. The goal of such efforts would be to accomplish the “reorientation” of German thought back toward the attitudes required for successful and peaceable reintegration into Europe. At the same time, these efforts should also help to cement the country’s allegiance to the West and thus make of it an effective bulwark against Communism.

The “common inheritance” evoked by Churchill of course included architectural heritage, and it too was assigned a role in winning Germany for the West. Experts recruited to advise the US Office of Military Government (OMGUS) recommended that the Germans’ own rich artistic tradition be used to develop the quali-

ties in their national character that America wished to see flourish and prevail. “The approach that seems likely to be successful,” read a report submitted to General Lucius Clay in June 1949, “appears to be: To select and emphasize those elements in the German tradition which are most in consonance with American aims”. Specifically, it was recommended that America actively support “the restoration of historic structures and monuments” that had been damaged in the war, especially those of “international significance”. This should help promote “a greater sense of international solidarity and of international obligation”; it should also provide “nuclei” for the broad-based reform of German society.²⁸

The OMGUS mandate in Germany ended before these recommendations could be implemented, but they were passed on to the civilian US High Commission for Germany (HICOG), which replaced OMGUS upon the election of Konrad Adenauer as Chancellor of the new the Federal Republic of Germany in September 1949. The new Commissioner, former Assistant Secretary of War John J. McCloy, was likewise committed to the goal of “reorientation” and like his predecessor was convinced that culture represented one of the most powerful means available for achieving the political and social ends toward which his government was striving. His vision of how this means was to be used, however, was in many ways more ambitious than General Clay’s had been. As described by one HICOG official, McCloy’s aim was “to create a new intellectual and social climate” in Germany through the implementation of what would amount to “a Marshall Plan in cultural matters”.²⁹ Central to this plan was a unique initiative known as the Special Projects Program (SPP), established in early 1950.³⁰ The brainchild of McCloy himself, SPP was a matching grant program designed to support local artistic, educational and social welfare undertakings demonstrating a clear commitment to “the democratic, cultural approach which seeks to re-integrate Germany into the West European community of nations”.³¹ To receive a share of these funds, German citizens with an idea for a project were required to submit a detailed description and proposal through their *Kreis* Resident Officer; he would then pass these materials on to the *Land* Commissioner for review, and so on up through the occupation hierarchy until the most promising candidates finally reached the desk of McCloy himself.

Among the wide range of projects eligible for funding were restorations and reconstructions of damaged historic monuments – much as advisors to OMGUS had recommended the previous year. One of the first to receive a grant was the proposed reconstruction of

the Goethehaus in Frankfurt (Image 1). Destroyed in an Allied air raid in March 1944, the house in which Goethe had been born was one of the most pregnant ruins of the war, standing together with the Frauenkirche in Dresden as a symbol of all that Germany had once been and was no longer (Image 2). After the war’s end, the owners of the house, a private foundation known as the Freie Deutsche Hochstift that had acquired and restored it in the 19th century, immediately began campaigning for its reconstruction. Their arguments were clear and in many ways compelling: the house should be made to stand again as a reminder of the “spirit of Goethe”, and by extension a symbol of all that was fundamentally good and worthy in the German character; its restoration would thus contribute to building the new society by restoring to the German people a valid model of thought and action, one that could serve as a source of inspiration and guidance for the future.³² These points were emphasized in the international fundraising campaign directed at bourgeois conservatives within Germany, as well as at sympathetic audiences abroad; particularly generous with donations were American companies and organizations, as well as many private individuals. The project was not uncontroversial, however. Critics such as Walter Dirks, cofounder of the journal *Frankfurter Hefte* and a prominent advocate of radical political reform, argued powerfully that to restore Goethe’s house and other buildings like it would be to restore a vision of German national identity that was no longer valid and would, in the end, make fundamental reform impossible. He and others – among them some Americans – also feared that a re-awakening of the perennial cult of Goethe could contribute to a rebirth of German nationalism.³⁴

The Hochstift and its supporters clearly disagreed – and so too did High Commissioner McCloy and the administrators of the SPP, who in 1950 awarded a grant of DM 150,000 toward the completion of the project (Images 3, 4).³⁵ McCloy explained the decision by describing the Goethehaus as “an instance not only of reconstruction, but also of rededication to what is finest in the spiritual heritage of Germany”.³⁶ Added Assistant High Commissioner Benjamin J. Bittenweiser,

*“It is encouraging that Germans are beginning to try to forget the nightmare of the Hitler regime and supplant it with memories and the revival of the better Germany which produced Goethe and Schiller; Schopenhauer and Kant; Beethoven and Wagner, Roentgen and Einstein and the countless other bright luminaries in Germany’s vast firmament of great figures of culture, art, science and all the other learned professions.”*³⁷

For McCloy and the SPP staff, moreover, the “rebirth of nationalism” which many feared might develop around the Goethehaus was rather a positive than a negative development, to be understood as “proper ... pride in one’s country”.³⁸

Here then was a perfect example of the “blessed act of oblivion” called for by Churchill, one that could clearly be seen to serve the higher goal of European community and international peace. At the same time, it also directly promoted American cultural-political aims, scoring points for the USA in its Cold War struggle with the USSR – for as Hochstift chairman Ernst Beutler was careful to point out in his correspondence with SPP administrators, “[t]he Soviet authorities immediately realized the importance to the Germans of the monuments associated with Goethe, and they rebuilt the Goethe House, the Wittumspalais, the Schiller House, and the Herder Church in Weimar”.³⁹ For their part, McCloy and his staff succeeded in adding five more heritage monuments to the much longer list of “nuclei” for the growth of Western-oriented democracy in Germany that were funded by the SPP: the church of St. Gereon in Cologne, the “Kulturraum” in Bamberg, the Volkssternwarte (Observatory) in Recklinghausen, the Staatstheater in Nuremberg, and the Schauspielhaus in Frankfurt.⁴⁰ Then in 1952, following the signing of the Bonn-Paris conventions, HICOG began to scale down its activities; no further funding for the SPP was made available and the program gradually came to an end.

America and German heritage: Converging and diverging interests

In granting funds for the reconstruction of historic monuments such as the Goethehaus in Frankfurt, the Special Projects Program aimed at realizing these buildings’ potential as instruments for the “reorientation” of German society. Wrote HICOG chief historian Roger H. Wells in the official publication describing the program, “[i]t is hoped that the HICOG Special Projects will be, not just sticks and stones, but centres of a new intellectual climate”.⁴¹ The notion that the architecture of the past could be a valuable model and resource for a reformed Germany of the future, and that monuments could function as “nuclei” for the regeneration of urban, social and political life, was also a key one in the Germans’ own discourse on reconstruction. For both Germans and Americans, rebuilding these monuments was a means of reintegrating Germany back into the community of European nations and of forging a new, stronger bond between it and the West. For Ger-



1 The Goethehaus in Frankfurt, ca. 1900

many, reacceptance into this community was a question of basic survival, and therefore of the utmost urgency and importance; for America, bringing Germany into “the solidarity of free peoples” was also vital to making of that country “a reliable partner” in the new alliance

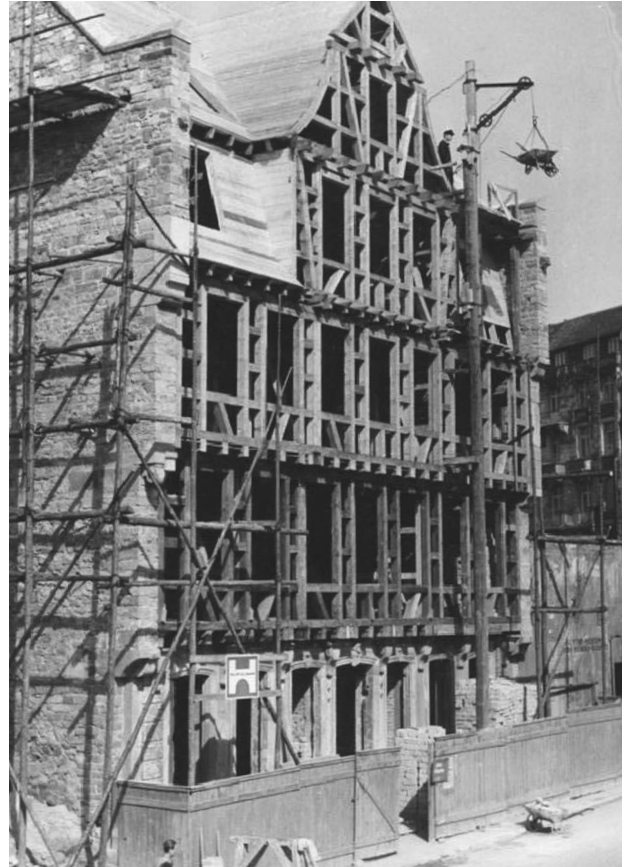
it was attempting to forge against the Soviet Union.⁴² The investment in rebuilding German heritage thus served both American and German interests. That said, their perceptions of the function and significance of heritage in postwar Germany did not align in every re-



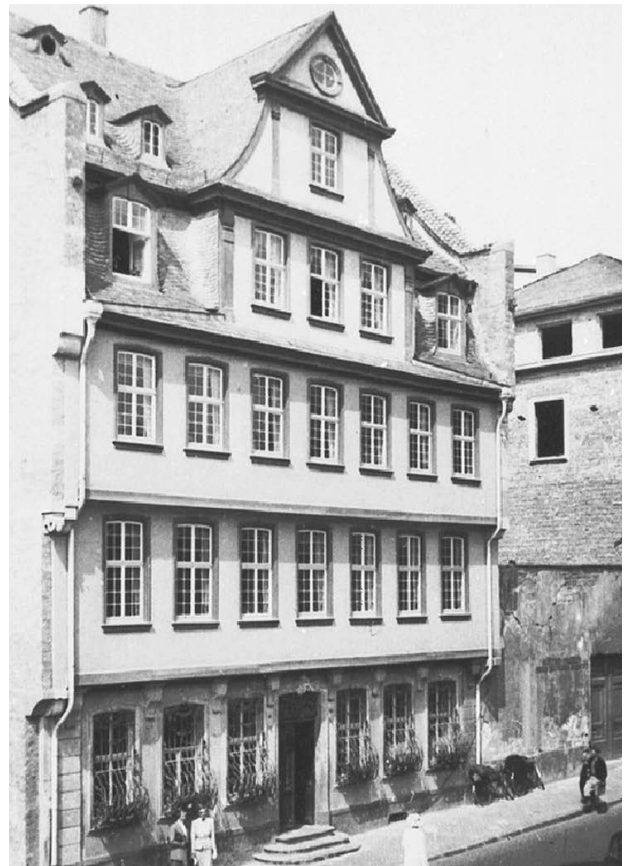
2 The ruins of the Goethehaus in March 1944

spect, but contained some fundamental differences – differences that at times were the cause of friction between the two groups, for example in Munich (see the essay by Carmen Enss in this volume). While both shared a concern with issues of identity in the wake of the ideological and material collapse brought on by Nazism and total war, and while both assigned heritage a key role in redefining identity, the interest of the American government was not finally the restoration of a specifically German identity, or that of a particular place such as Munich, but rather the promotion of European or Western identity as the basis for the consolidation of a supranational community; it was not cultural specificity that was important, but rather the general cultural principle of “Western” civilization – as the binding element behind organizations such as NATO, for example. Just as it had been with the Roberts Commission during the war, the goal of American postwar policy with regard to German heritage was thus primarily “the projection of a symbolic effect”.

While groups such as the Deutsche Hochstift were able to win American support in attaining what were arguably specifically German goals, they did so by working within the discursive framework of European and Western culture promoted by the United States. These goals and these local, particular identities necessarily remained under-expressed in the international discourse: in the decades after the Second World War, the notion of “German heritage” was downplayed in favour of German expressions of European and Western heritage. Indeed, to a certain extent German identity during



3 Reconstruction work on the Goethehaus, spring 1949



4 The fully reconstructed Goethehaus in 1951

these decades was dissolved conceptually into the identities of Europe and the West; only relatively recently has it again become possible to speak of a specifically “German heritage”. Interestingly, the latter once again seems to be emerging as “other”, especially in relation to the United States – but in the positive sense of being distinct and unique, self-conscious and self-assured, and thus perhaps capable of inspiring what McCloy would have called “proper pride in one’s country”.

- 1 Vansittart, Sir Robert: *Black Record: Germans Past and Present*, London 1941, p. 25.
- 2 Webster, Charles / Frankland, Noble: *The Strategic Air Offensive Against Germany*, London 1961, vol. 1, p. 135.
- 3 Vansittart, Sir Robert 1941 (as in note 1), pp. viii, 18, 21.
- 4 Vansittart, Sir Robert 1941 (as in note 1), p. 25.
- 5 Webster, Charles / Frankland, Noble 1961 (as in note 2), vol. 1, p. 154.
- 6 Jankowski, Stanislaw: *Warsaw: Destruction, Secret Town Planning 1939–44, and Postwar Reconstruction*, in: *Rebuilding Europe's Bombed Cities*, ed. Jeffry Diefendorf, New York 1990, p. 77; Klain, Barbara: *Warschau 1939–1945: Vernichtung durch Planung*, in: *Der „Generalplan Ost“. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik*, ed. Mechthild Rössler and Sabine Schleiermacher, Berlin 1993, pp. 294–327.
- 7 Bevan, Robert: *The Destruction of Memory. Architecture at War*, London 2006, p. 75.
- 8 Schaffer, Ronald: *American Military Ethics in World War II: The Bombing of German Civilians*, in: *Journal of American History* vol. 67, no. 2, 1980, pp. 318–334.
- 9 Von den britischen Kultur-Schändern vernichtet, in: *Westdeutscher Beobachter*, Morgen-Ausgabe, 1 June 1942.
- 10 Haines, Gerald K.: *Who Gives a Damn about Medieval Walls?*, in: *Prologue* vol. 8, 1976, p. 98, and Diefendorf, Jeffry M.: *In the Wake of War: The Reconstruction of German Cities After World War II*, New York and Oxford 1993, pp. 8–9.
- 11 Cordell Hull in a memorandum addressed to Roosevelt on 19 April 1943, quoted in Haines, Gerald K. 1976 (as in note 10), p. 99.
- 12 Haines, Gerald K. 1976 (as in note 10), p. 99.
- 13 Report of the American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and Historic Monuments in War Areas, Washington DC 1946.
- 14 Statement issued on 21 August 1943, quoted in Haines, Gerald K. 1976 (as in note 10), p. 99.
- 15 Allais, Lucia: *Unwitting City Planning: The Roberts Commission and the Total Value of Architecture in War*, paper delivered at the New York University Conference “Front to Rear” 6–7 March 2009.
- 16 Haines, Gerald K. 1976 (as in note 10), p. 100.
- 17 For example by Diefendorf, Jeffry M. 1993 (as in note 10), p. 8.
- 18 Allais, Lucia 2009 (as in note 15).
- 19 Parliamentary Debates. House of Commons, Fifth Series, vol. 408, London 1945, col. 1901.
- 20 Letter from Churchill to Sir Charles Portal and General Ismay on 28 March 1945, quoted in Webster, Charles / Frankland, Noble 1961 (as in note 2), vol. 3, p. 112.
- 21 Jeeping the Targets in the Country that Was, 1945, quoted in Diefendorf, Jeffry M. 1993 (as in note 10), p. xv.
- 22 Davies, Veronica: *German Initiatives and British Interventions, 1945–1951*, in: *Kunstgeschichte nach 1945: Kontinuität und Neubeginn in Deutschland*, Cologne 2006, p. 14.
- 23 Special background guidance for handling all information concerning the American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and Historic Monuments in War Areas, March 1945, <http://www.archives.gov/publications/prologue/2002/summer/nazi-looted-art-3.html#nt38> (21 December 2014).
- 24 Schwartz, Thomas Alan: *Reeducation and Democracy: The Policies of the United States High Commission in Germany*, in: *America and the Shaping of German Society, 1945–55*, ed. Michael Ermarth, Oxford and Providence 1993, p. 36.
- 25 Ermarth, Michael 1993 (as in note 24), p. 13.
- 26 Churchill, address delivered at Zürich University on 19 September 1946, repr. in Salmon, Trevor / Nicoll, William (eds.): *Building European Union: A Documentary History and Analysis*, Manchester 1997, pp. 26–28.
- 27 Continuing Program of Reorientation and Educational Reconstruction, in: *Department of State, Germany 1947–1949*, Washington 1950, p. 541.
- 28 Constable, William G.: *Art and Reorientation*, June 1949, in *Smithsonian Archive of American Art, William George Constable Collection*, microfilm roll 3078, frames 0782 ff.
- 29 Wells, Roger H.: *Preface*, in: Gillen, J.F.J.: *The Special Projects Program of the Office of the U.S. High Commissioner for Germany*, Bad Godesberg and Mehlem 1952, p. i.
- 30 See Gillen, J.F.J. 1952 (as in note 29). The SPP is the focus of a large-scale study currently being prepared by the author.
- 31 Wells, Roger H.: *Preface*, in: Gillen, J.F.J. 1952 (as in note 29), p. i.
- 32 Beutler, Ernst: *Goethehaus Frankfurt am Main*, Frankfurt 1951.
- 33 Beutler, Ernst 1951 (as in note 32), pp. 40–41.
- 34 Dirks, Walter: *Mut zum Abschied*, in: *Frankfurter Hefte* vol. 8, August 1947. For an overview of the topic and the controversy, see Paul, Jürgen: *Die kulturelle Grundsatzdebatte über den Wiederaufbau der historischen Städte nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland*, in: *Politische Studien, Sonderheft 2*, 1988, pp. 34–50, here pp. 47–49. See also *Das Goethehaus in Frankfurt am Main*, in: *Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Texte aus Geschichte und Gegenwart*, ed. Jan Friedrich Hanselmann, Stuttgart 2005, pp. 88–105, and Falser, Michael: *Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland*, Dresden 2008, pp. 83–88.
- 35 Ball, Robert P.: *Goethe House Restored*, in: *Information Bulletin*, June 1951, pp. 2–6.
- 36 McCloy in remarks delivered at the ceremonies in Frankfurt marking the completion of the Goethehaus in May 1951, repr. in Ball, Robert P. 1951 (as in note 35), p. 5.
- 37 Buttenweiser, Benjamin J.: *The Reorientation of Germany*, in: *Information Bulletin*, June 1950, p. 39.
- 38 Buttenweiser, Benjamin J. 1950 (as in note 37), p. 39.
- 39 Beutler in a letter to John Boxer on 7 March 1950, quoted in Gillen, J.F.J. 1952 (as in note 29), p. 45.
- 40 In all, over 400 projects received funding, most of them in the area of new building: see Gillen, J.F.J. 1952 (as in note 29). On SPP support for the restoration of St. Gereon, see Blokker, Johanna: *(Re)Constructing Identity: World War II and the Reconstruction of Cologne's Destroyed Romanesque Churches, 1945–1985*, Ann Arbor MI 2012, pp. 502–507.
- 41 Wells, Roger H.: *Preface*, in: Gillen, J.F.J. 1952 (as in note 29), p. ii.
- 42 Lochner, Robert: *The McCloy's bid 'Auf Wiedersehen!' to Germany*, in: *Information Bulletin*, July 1952, pp. 4, 6.

Image Credits

Image 1: Foto Marburg, KBB 10.509

Image 2: Freies Deutsches Hochstift

Image 3: Bundesarchiv, Bild 183-2005-0717-527 / photo: Philipps

Image 4: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege

Gebautes Erbe in München 1945: Der Blick deutscher Experten und der amerikanischen Militärregierung auf das, was nach dem Krieg blieb

Munich's Built Heritage in 1945:

The views of German experts and the American Military Government
on what remained after the war

English Summary

Already before the end of World War II, both Germans and Americans had developed clear ideas on which elements of Munich's built heritage should be saved and rebuilt after the conflict. The Germans wished not only to repair their damaged monuments, but also to restore the familiar and trusted urban context, the fabric of "Heimat" that defined Munich; the Americans, in their role as occupiers of a city ravaged by wartime destruction, were more concerned with rescuing those individual monuments that could be considered important to Western culture.

The definition of Munich's "Heimat" qualities had been a focus of city planning discussions in the decades before the war, in particular where the handling of the Old Town was concerned. At the war's end, a decision had to be made on which elements of the city's damaged heritage to rebuild. This necessarily involved negotiations between the representatives of German and American in-

terests; the local Munich planning and conservation authorities had already managed to come to an understanding amongst themselves. At times speaking directly with the Americans and at times using intermediaries, they attempted to persuade the occupiers to accept the local conception of heritage.

The discussions in Munich represent just one of many instances of confrontation that marked the postwar years. The reconstruction of German cities produced a wide variety of solutions with regard to built heritage. Munich had a strong preservation lobby, which was able to dislodge even the Military Government from its initial position. In Munich, this early accommodation between occupier and occupied led to a reconstruction policy centred on the salvaging and further development of existing historic structures, rather than a modern rebuilding of the Old Town.

Nachkriegsinventarisierung und das „Erbe“ im Wiederaufbau

Am Ende des Zweiten Weltkriegs sahen die lokalen Münchner Behörden in den Resten ihrer stark beschädigten historischen Stadt noch das eigene schützenswerte Erbe. Für die Besatzungstruppen und ihre lokale Verwaltung, die amerikanische Militärregierung, war es zunächst das Erbe des besiegten Feindes, das Erbe der Anderen. Beide Seiten führten bereits im Laufe des Krieges eigene Inventarisationslisten von Denkmälern und anderen historischen Bauten, die als besonders schützenswert angesehen wurden und die in der noch verbliebenen Substanz erhalten werden sollten. Bei Kriegsende trafen Sieger und Besiegte in München zusammen, in dem gemeinsamen Bestreben, weiteren Verfall zu verhindern, jedoch uneins über die Prioritäten. Dabei wurden die verschiedenen Sichtwei-

sen auf das eigene Erbe und das Erbe der Anderen deutlich; in den Diskussionen fand jedoch eine Annäherung der Positionen statt.

Nach Kriegsende erstellte Georg Lill, Generalkonservator am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (Amtszeit 1929–1950) die Publikation „Um Bayerns Kulturbauten“, erschienen 1946, als eine erste Bestandsaufnahme dessen, was an baulichem Erbe in den Städten verblieben war.¹ Zunächst hoffte er, nach Kriegsende den Denkmalverlust durch Sicherungsmaßnahmen und Wiederaufbau stoppen zu können, und so mit dieser Ad-hoc-Inventarisierung der verbliebenen Denkmäler den Nachkriegs-Denkmalbestand dauerhaft abbilden zu können. Die westlichen Alliierten hatten mit umfangreichen Vorarbeiten der Roberts-Commission und der Harvard-Group ebenfalls die bedeutendsten Kunstschatze und Bauten im Blick, die sie schon

in den Handreichungen für die Armeen aufgelistet hatten. Das Hauptquartier der alliierten Streitkräfte (Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Force, kurz SHAEF) hatte im Krieg 1944 und 1945 „guide and reference books“ herausgegeben, die ausdrücklich für die Offiziere der Militärregierungen vor Ort bestimmt waren.² In diesen Handbüchern war auch eine eigene Denkmalliste für Bayern (kurz „SHAEF-Liste“) enthalten. Mit der militärischen Verwaltung der besiegten Städte, Gemeinden und Landkreise entsandte in Bayern die amerikanische Militärregierung (OMGUS, vgl. Beitrag Blokker in diesem Band) Vertreter ihrer eigenen Kunstschutzbehörde „Monuments, Fine Arts and Archives“ (MFA&A), die unter anderem auch den deutschen Denkmalschutz überwachen und unterstützen sollten. Mehr noch als für viele Deutsche war für die Besatzer das Bild der zerstörten Städte neu, über das sie sich zunächst mit Luftaufnahmen einen ersten Eindruck zu verschaffen suchten. Zur Orientierung dienten ihnen auch die Hauptmonumente der SHAEF-Liste.

Georg Lill betrachtete, das soll im folgenden Text belegt werden, die beschädigten Gebäude als Teile einzigartiger Denkmallandschaften, als Höhepunkte städtebaulichen Erbes und der Heimaträume Bayerns. Die Sicherung beschädigter historischer Bauten sah er als eine Voraussetzung dafür an, solche Heimaträume neu entstehen zu lassen. Sein Erbebegriff ging allerdings weit über den offiziellen Auftrag des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege hinaus, dessen Inventarisationsgrundsätze seit 1904 in erster Linie auf die bedeutenden Kulturbauten als Einzelmonumente zielten.³ In Bayern überlagerten sich die Vorstellungen von Heimat und Erbe, was sich auf die Aufbaudiskussion auswirkte. Mit dem Begriff Heimat taten sich die amerikanischen Besatzer wohl nicht nur deswegen schwer, weil er das „Eigene“ der Münchner beschrieb, sondern auch, weil er durch die Verwendung im Nationalsozialismus kontaminiert war.

Das Münchner Stadtzentrum war stark beschädigt, wenn auch nicht in gleichem Maß wie andere Großstädte. Da die Außenmauern der meisten Gebäude im historischen Zentrum in Mauerwerk errichtet waren, hatten viele von ihnen dem Brand standgehalten und markierten so noch die Straßen- und Platzkanten innerstädtischer Freiräume. Die Vorstellung von einem spezifisch Münchner Erbe war, so die These des Aufsatzes, eng an diese altstädtischen Räume und die städtebauliche Anlage geknüpft. Den Wiederaufbau der Stadträume sahen Georg Lill, Oberbürgermeister Karl Scharnagl und andere als grundlegende „seelische“ Voraussetzung und als vorrangige kulturpolitische Auf-

gabe zum Aufbau einer funktionierenden Stadtgesellschaft an.⁴ Die Militärregierung kannte wichtige Münchner Stadträume vermutlich über mediale Darstellungen des NS-Regimes, die die „Hauptstadt der Bewegung“ geschickt als Kulissen vereinnahmte. Sie engagierten sich bei der Straßenschutträumung. Das Stadtbild veränderten sie zunächst vor allem damit, dass sie den öffentlichen Raum entnazifizierten: allenthalben zeugten bei Kriegsende noch Hakenkreuze und Hoheitszeichen des NS-Staates von der Gewaltherrschaft. Mit der Überwachung dieser Aufgabe betraut wurde das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege.⁵ Die vorrangigen politischen Aufgaben der Militärregierung für München fassten US-amerikanische Militärhistoriker in einem Überblicksbericht 1951 folgendermaßen zusammen: „Colonel Keller carried a detailed plan for establishing military government in Munich. He and his men knew exactly what to do: appoint an Oberbürgermeister, establish law and order, get the utilities working, arrange to feed the needy and at the same time throw the Nazis out of office and replace them with politically acceptable persons.“⁶

Im Herbst 1945 zeigte sich eine enorme Knappheit aller Bauressourcen. Georg Lill und vielen Akteuren im Bauwesen wurde klar, dass bei weitem nicht alle bedeutenden Gebäude oder Baureste so gesichert werden könnten, dass sie auch nur den ersten Nachkriegswinter ohne erhebliche Substanzverluste überstehen würden. Vor dem Hintergrund der Mangelwirtschaft suchten die deutschen Fachleute die Zusammenarbeit mit den amerikanischen Offizieren, die das Münchner Rathaus bezogen hatten (Abb. 1). In München führte der Meinungsaustausch dazu, dass Vertreter der Militärregierung die lokale Perspektive auf das Erbe erkannten und sich dieser Sichtweise annäherten.

Die Akteure der Denkmalpflege im Nachkriegsmünchen

Die amerikanische Militärregierung brachte den Wiederaufbauprozess, den die deutschen Behörden selbst leiten sollten, mit der Einsetzung bzw. Suspendierung von städtischen Führungskräften in Gang. Sie setzte einen „entnazifizierten“ Stadtrat und die Verwaltung, deren Spitzenposten teils neu besetzt waren, wieder ein. Im ersten Nachkriegsjahr wurden 3327 Beamte und Angestellte wegen NS-Verstrickung aus Behörden und öffentlichen Betrieben entlassen.⁷ Die weitere Entwicklung regulierten die Amerikaner nur noch über die Zuteilung von Baumaterial und durch personelle Hilfe. Schon bei der zweiten Stadtratssitzung am 9. Au-

gust 1945 war ein Wiederaufbauplan, der im Stadtbauamt bereits vorlag, beschlossen worden.⁸

Hitlers Sonderbaubehörde „Generalbaurat für die Hauptstadt der Bewegung“ wurde bei Kriegsende aufgelöst, womit gigantomanische Planungen zum Einbruch neuer Boulevards in die Stadt eingestellt wurden. Indem die Militärregierung das alte Stadtplanungsamt, das neben dem Generalbaurat durchgehend existiert hatte, zwar personell stark ausdünnte, dessen Leiter Karl Meitinger aber im Amt beließ (Amtszeit 1938–1946), sorgte sie für Kontinuität in der städtebaulichen Planung und auch in der Bauweise, denn für die Einpassung von Ersatzbauten in die Altstadt war eine vereinfacht historisierende Bauweise vorgesehen. Meitinger veranschaulichte die Entwurfsrichtung, die vom Hochbauamt gewünscht wurde, in seinem Buch „Das neue München“, das er 1946 in München veröffentlichte. Oberbürgermeister Karl Scharnagl, 1933 von den Nationalsozialisten aus dem Amt gedrängt und im Mai 1945 von den Besatzern erneut eingesetzt, machte sich Meitingers Ziel eines Wiederaufbaus der Kontinuitäten, also einer Fortführung der städtebaulichen Leitlinien, die seit der Jahrhundertwende im Stadtbauamt entwickelt worden waren, zu eigen.

Die amerikanische Militärregierung war auf sichere Arbeitsbedingungen angewiesen (Abb. 2) und brach im Zuge der Straßenschutträumung frei stehende Mauerfragmente oder Fassaden am Rande der Militärstraßen ab. Ziel der Münchner bzw. bayerischen Seite war hingegen, einen Teil der Fassaden oder Umfassungsmauern, die von ausgebrannten Gebäuden in der Altstadt noch standen, zu stützen und damit für eine Integration in die Neubauten vorzuhalten.⁹ Sicherungsarbeiten an der „Kulisse“ waren vom amerikanischen Aufbauplan nicht vorgesehen, der als vorrangige Aufgaben die Instandsetzung städtischer Infrastruktur vorsah. Da die Stadt aber auf Materialzuteilungen der Militärregierung angewiesen war, suchten Vertreter der Stadtverwaltung und der neu entstehenden Landesbehörden, die Vertreter der Militärregierung von ihren Absichten zum Schutz des unmittelbar bedrohten baulichen Erbes zu überzeugen. Diese ersten Begegnungen zwischen deutschen und amerikanischen Kunstbehörden sind nur in knappen Bemerkungen überliefert, die jedoch die unterschiedliche Sichtweise auf das Erbe verdeutlichen. Die Bemerkungen finden sich in einem Schriftwechsel in der Registratur des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, in einigen Wochen- und Monatsberichten,¹⁰ und im Bericht der Militärhistoriker, aus dem oben zitiert wurde.¹¹ Die Arbeit des „Military Government (MG) Detachment Munich“ ist wegen der



1 Portal des neuen Rathauses, in dem die US-amerikanische Militärregierung für München ihren Sitz hatte

dürftigen Quellenlage noch größtenteils unerforscht.¹² Von einer Auswahl der Akten, die in die USA geschickt wurden, existieren in Deutschland zwar Kopien, die Akten für München wurden aber bisher im Hauptstaatsarchiv nicht extrahiert oder inventarisiert.¹³

Während in München Vertreter mehrerer deutscher Behörden an einer gemeinsamen Erbe-Planung arbeiteten, war der Kunstbeauftragte Lt. Ray W. Hugoboom von der Abteilung MFA&A am 1. August 1945 allein nach München entsandt worden.¹⁴ Der Leiter der Militärregierung Eugene Keller war auch in mindestens einem Fall persönlich mit Fällen der Denkmalsicherung befasst.

Die US-amerikanische Perspektive

Bayern wurde von US-amerikanischen Truppen der 3. und 7. Armee besetzt und wurde mit der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 der amerikanischen Besatzungszone zugeschlagen. Am 29. April hatte die US-Armee das Konzentrationslager Dachau befreit. Die

Militärregierung war der politische Teil der Besatzungsmacht. Bereits am 1. Mai 1945 hatte das „Military Government Detachment Munich“ das Münchner Rathaus als provisorische Stadtverwaltung bezogen. Die Gruppe von 52 Personen war schon während des Krieges eingehend auf ihre Aufgabe vorbereitet worden.¹⁵ Im November 1946 übernahm James A. Kelly die Leitung der Münchner Militärregierung von Eugene Keller.¹⁶ Wie andernorts, zogen sich die Münchner Field Officers im Laufe der Nachkriegsjahre auf eine Rolle als kontrollierende Beobachter zurück.¹⁷ Die Militärregierung wurde vom amerikanischen Parlament entsandt und war ihm berichtspflichtig. Sie verfügte in den ersten Nachkriegsmonaten über sämtliche legalen Ressourcen an Baumaterial, das sie zwar teils an deutsche Behörden zuteilte, mit dem sie aber darüber hinaus, offenbar in großem Umfang, freihändig sogenannte MG-Aufträge vergeben konnte.¹⁸ Die Militärregierung ließ Gebäude für die Zwecke der Besatzung instand setzen und neben Versorgungseinrichtungen (utilities) auch einzelne öffentliche Gebäude reparieren. Die Reparatur solcher Baudenkmäler, die aus Sicht der Militärregierung kei-

nen unmittelbaren Nutzen zur Demokratisierung hatten, wurde von der Aufgabenstruktur der Militärregierung nicht priorisiert.

Die Münchner Militärregierung forderte vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege zweimal Berichte über den Zerstörungszustand und die Sicherungsarbeiten an Baudenkmälern an.¹⁹ Diese Bestandsaufnahmen nutzte sie dann, so lässt sich aus den in München zugänglichen Berichten belegen, zur Dokumentation des Fortschritts für die eigenen Berichte, die in die Vereinigten Staaten zurückgemeldet wurden, und zur Legitimierung des eigenen Einsatzes. Insbesondere verfolgte sie jedoch eigene Anliegen, nämlich die Rückführung von Beutekunst an die Besitzer, die legitimen Erben bedeutender beweglicher Kunstwerke. Diese Priorisierung lässt sich auch daran ablesen, dass die NS-Gebäude „Former Verwaltungsbau & Führerbau“ am Königsplatz, in denen inzwischen der Art Collecting Point der Militärregierung untergebracht war, auf der überarbeiteten SHAEF-Liste von 1947 als „Museum“ geführt wurden.²⁰



2 Isartor 1945. Die Warnung galt amerikanischen Militärfahrzeugen, denen die Einfahrt in die Tal-Straße vorbehalten war

Die Münchner Perspektive

In den ersten Wochen nach Kriegsende entstand beim wichtigsten bauökonomischen Fachmann der Stadt, dem SPD-nahen Wohnungsbaureferenten Karl-Sebastian Preis, der Eindruck, die Militärregierung verwende das knappe Baumaterial im Hinblick auf den volkswirtschaftlichen Nutzen nicht in optimaler Weise,²¹ zumal unter den nach München abkommandierten US-amerikanischen Offizieren kein ausgewiesener Bauexperte war. Die Stadtverwaltung hatte bereits Prioritäten für öffentliche Maßnahmen zur Sicherung und zum Wiederaufbau erarbeitet. Für die Altstadt war hier offenbar eine denkmalpflegerische Initiative entscheidend: Bereits am 6. Juni 1944, also noch vor dem letzten großen Luftangriff vom 22. November 1944, hatten drei Konservatoren des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Georg Lill, Josef Schmuderer und Joseph Maria Ritz, eine gemeinsame Stellungnahme, „die denkmalpflegerischen Belange beim Wiederaufbau Münchens“ betreffend, verfasst.²²

Die Stellungnahme erging unter anderem an den „Generalbaurat Hauptstadt der Bewegung“ Hermann Giesler.²³ Sie forderte umgehende „konservierende Sofortmaßnahmen“ zur „Erhaltung bzw. Wiederherstellung des wesenhaften Gesichtes der Altstadt“.²⁴ Ziel war die Sicherung bedeutender Fassaden an den Hauptstraßenzügen der Altstadt mit folgender Begründung: „In unseren alten Städten ruhen ja derart große künstlerische und heimatliche Werte, dazu aber auch lebendige Formungskräfte, dass sie für unser völkisches Fortleben in ihrer Wesenheit und Eigenart nicht entbehrt werden können.“ Ihre „Wiederherstellung“ erklärten die Konservatoren zu „eine(r) verpflichtende(n) Notwendigkeit.“²⁵ Durch Luftangriffe war im Sommer 1944 schon ein Großteil der Gebäude im Münchener Zentrum ausgebrannt. Daher konstatierte die Stellungnahme: „Der Ausbau des Hausinnern kann mit geringen Ausnahmen einer neuzeitlichen Gestaltung mit wirtschaftlicher Ausnützung überlassen werden, insoweit sie künstlerisch einwandfrei ist und eine gewisse Wahrheitsbeziehung zur Fassade besitzt. Ein Wahrheitsfanatismus, der die Fassaden als bloße Attrappen (...) ansieht und ihnen die künstlerische Existenzberechtigung absprechen wollte, ist nicht tragbar. Die Fassaden bilden einen wesenhaften und notwendigen Teil der betreffenden Straßen und Platzräume.“²⁶ Die Stellungnahme führte dann eine Reihe von Beispielen für solche Fassaden auf, die entweder von besonderer künstlerischer Bedeutung für das Stadtbild schienen oder eine charakteristische Münchner Bauweise zeigten, die Vorbild für die ergänzenden Nachkriegsbauten sein sollte.

Denn nach Auffassung der Konservatoren „müsste die Auflage gemacht werden, dass die Neugestaltung [von Ersatzbauten für gänzlich zerstörte Gebäude] in eine innere Verwandtschaft zu den vorhandenen alten Häusern gebracht wird“.²⁷

Aus den Angaben sprechen Überlegungen zum Bauen im historischen Ensemble, die nicht erst im Krieg entwickelt worden waren, sondern auf Fachtagungen wie den „Tagen für Denkmalpflege und Heimatschutz“ angestellt worden waren,²⁸ und die auch im 1904 gegründeten Münchner „Verein für Volkskunst und Volkskunde“ mit seinen Arbeitskreisen „Altstadt“ etc. diskutiert wurden.²⁹ Einer Baupflege, wie sie der Bayerische Verein für ländliche Gebiete empfahl, entsprach der Forderung der Denkmalpfleger im obigen Zitat, die „innere Verwandtschaft“ von Neubauten zu historischen Bauten verlangen.

In München hatte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg schon einen weitgehenden Austausch der bis ins Mittelalter zurückreichenden Bausubstanz der Altstadt stattgefunden. Zum Zeitpunkt der Verfassung der Stellungnahme schätzten die Konservatoren den Zerstörungsgrad offenbar so ein, dass das Ensemble Altstadt mit Mitteln der Fassadensicherung und eingepasster Bauweise im Wiederaufbau wieder vervollständigt werden könne.³⁰ Georg Lill erklärte noch in der ersten Ausgabe der „Süddeutschen Zeitung“ vom 6. Oktober 1945: „Es geht heute nicht mehr um Einzelnes, denn ganze Städte müssen als Gesamtkunstwerk gerettet werden. Sie waren vollendeter, schaubarer Ausdruck gewaltiger deutscher Geschichtsperioden, wie etwa Rothenburg o. T. mit seinem gotischen Mittelalter oder Würzburg mit der höchst reizvollen Synthese von Mittelalter und Barock.“³¹ Die alten Städte sollten nun in einem erneuten „organischen“ Wachstumsprozess wieder entstehen. Lill schrieb dazu im gleichen Zeitungsartikel: „Wir glauben, daß dieser Wiederaufbau ähnlich vor sich gehen muß, wie einmal unsere Städte in Jahrhunderten geworden sind: inselartig werden sich die Quartiere aus dem Schutt erheben, um ihre Kristallisationspunkte geordnet, wie es sich aus händlerischen, verwaltungsmäßigen, kirchlichen, industriellen Erfordernissen ergibt.“³² Kristallisationspunkte der Städte, führte er an anderer Stelle aus, seien „inselartige Quartiere der Erneuerung um eine Kirche, um ein Rathaus, um einen Marktplatz, um Baugruppen, die noch verhältnismäßig gut auf uns gekommen sind.“³³ Der Begriff „Kristallisationspunkte“, den Lill hier verwendet, wurde auch in Köln maßgeblich für die Wiederaufbaudebatte.³⁴

Die Forderungen der Denkmalpflege erreichten die Stadtplanung, denn Hans von Hanffstengel, stellvertretender Leiter des „Generalbaurates für die Hauptstadt der Bewegung“, notierte in seinem Jahresbericht für 1944, er habe, gemeinsam mit Baurat Leitenstorfer vom Stadtbauamt, eine Liste von Bürgerhäusern aufgestellt, „die zwar vom Standpunkt der Denkmalpflege nicht so wichtig sind, die aber doch den Charakter ganzer Straßenzüge bestimmen und deshalb für den Architekten, besonders im Hinblick auf den Wiederaufbau, von Interesse sind.“³⁵ Diese Notiz belegt, dass Stadtbauamt und „Generalbaurat für die Hauptstadt der Bewegung“ vor 1945 in punkto Wiederaufbauplanung für die Altstadt zusammenarbeiteten, und zwar genau im Sinne der denkmalpflegerischen Stellungnahme. Hermann Leitenstorfer wurde 1946 Münchner Stadtbaurat und setzte sich nach dem Krieg, wie aus den Akten der Geschäftsführung des Bauamtes im Stadtarchiv München hervorgeht, für den Erhalt bestimmter Fassaden in der Altstadt ein. Ähnliche Planungskontinuitäten zwischen Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit sind auch außerhalb Münchens in mehreren Fällen belegt.³⁶

An den hier aufgeführten Leitgedanken lässt sich feststellen, dass das bauliche Erbe in der Münchner Altstadt aus der Sicht von Planern und Meinungsmachern aus zwei Komponenten bestand: einerseits aus den eigentlichen Baudenkmalern, die, wenn auch nicht als Gebäude, so doch als Fassade, die von künstlerischem Wert für das Ensemble war, noch erhalten werden konnten. Andererseits aus dem Erbe einer besonderen lokalen Baukultur, eines „Charakters“ der Münchner Altstadt, der durch den Stadtgrundriss, durch prägnante historische Bauten und Neubauten, materiell wie immateriell im Wiederaufbau fortleben sollte.

Aufruf zu einer Fassadensicherung

Ziel einer „Fassadenaktion“ Karl Meitingers, an der auch Georg Lill mitwirkte, war die Sicherung wertvoller Bauten und Fassaden der Altstadt mit Hilfe von MG-Aufträgen (Aufträgen der Militärregierung). Die Münchner Bau- und Denkmalbehörden erstellten dafür Listen der wichtigsten gefährdeten Baudenkmalern und stadtbildprägenden Bauwerken. Auf eine Bitte Georg Lills um Sicherungsmaterial für Kirchen hin informierte ihn der zuständige Kunstoffizier Ray W. Hugoboom am 18. September 1945, dass auf der SHAEF-Liste zwar die Kirchen St.-Anna-Damenstiftskirche, Frauenkirche, Theatinerkirche, Peterskirche, St.-Michaels-Hofkirche, Asamkirche und Heiliggeist-Kirche geführt würden,

dass hingegen Baumaterial für die Salvator-Kirche, die St.-Jakobs-Kirche und die Hl.-Kreuz-Kirche, um das Lill gebeten hatte, nicht bereitgestellt werden könne.³⁷ Sie wurden offenbar nicht zu Europas berühmten „Icons“ gerechnet (vgl. den Beitrag von Johanna Blokker in diesem Band). Im Ergebnis konnte „lediglich einiges Dachdeckmaterial für die Theatinerkirche, Domtürme und Dreifaltigkeitskirche von den Beständen der M.A.F.A.D. [gemeint ist offenbar MFA&A] zur Verfügung gestellt werden“.³⁸ Die Militärregierung unterstützte mit der gewährten Materialzuteilung die Sicherung einiger Hauptmonumente, wie sie in ihren Statuten festgeschrieben war. Die Dreifaltigkeitskirche, ein Bau von Giovanni Antonio Viscardi, 1718 fertiggestellt, war nicht in der SHAEF-Liste verzeichnet, von ihrer Bedeutung hatten sich die Offiziere aber offenbar vor Ort überzeugen lassen. Stadthäuser, die aus Gründen des Ensembleschutzes erhalten werden sollten, wurden erst in den Folgejahren durch deutsche Stellen gesichert. Diese Politik war vielleicht typisch in Bayern, denn Lill notierte 1948 zusammenfassend: „Nur in einzelnen Fällen konnte eine rechtzeitige Rettungsaktion durchgeführt werden wie bei der Residenz in Würzburg mit den gottlob erhaltenen Tiepolofresken (...). Sehr vieles bleibt heute noch so gut wie ungeschützt dem Wetter preisgegeben, so daß neue betrübliche Verluste entstanden sind und entstehen werden.“³⁹

Die MFA&A-Abteilung der Militärregierung in München erteilte unterdessen Aufträge zum Wiederaufbau von Versammlungsstätten für kulturelle Veranstaltungen: Im Bericht vom Oktober 1945 hieß es: „MGO has approved the repairing of University Hall, Bayerischer Hof Hall, and the ‚Zur Post‘ Hall in Pasing for performances by Munich Philharmonic, Volkstheater and other musical and cultural organizations.“⁴⁰ Im Winter 1945 eröffnete dazu ein Leseraum, ein Vorläufer der späteren Bibliothek im Amerika-Haus.⁴¹ Kulturelle Veranstaltungen sahen die Amerikaner in München und anderswo als Mittel zur Begründung einer neuen demokratischen Gesellschaft. Sie förderten damit insbesondere die Tradierung immateriellen Erbes.

Die deutsche Kriegspropaganda hatte die Absichten der Alliierten im Hinblick auf das Kulturelle Erbe für München als mutwillig zerstörerisch dargestellt und damit die Erwartungen vieler Deutscher an die Besatzer geprägt. Der „Völkische Beobachter“ unterstellte den Alliierten am 25. Nov. 1944 die Absicht, die Deutschen in der grauen Masse der Kulturlosen untergehen zu lassen, die überall da entstehe, „wo das Weltjudentum zur Herrschaft kommt“.⁴² Richtig war, dass bei dem verheerenden Luftangriff vom 22. November 1944, den



3 Wilhelmsbogen in der Maxburgstraße von Osten mit der Büste Herzog Wilhelms V

der „Völkische Beobachter“ kommentierte, nur versehentlich die Kulturbauten anstelle des Hauptbahnhofs getroffen worden waren.⁴³ Dem Eindruck einer Zerstörung der eigenen Kultur durch die Sieger wollte die Militärregierung offenbar mit der Kulturpolitik der Militärregierungen begegnen. Auch Kritikern der Kriegsführung aus dem eigenen Land sollten Zeichen der Wiedergutmachung geschickt werden (vgl. den Beitrag von Johanna Blokker in diesem Band). Dazu wurde auch die SHAEF-Liste aktualisiert. Auch stark beschädigte Bauwerke, in München insbesondere die Fassaden von Barockpalais, wurden darin aufgenommen: „Certain structures are included in the list although war injury has resulted in almost complete destruction. The valued fragments of these buildings will eventually be used in restoration and are, therefore, worthy of preservation and care.“⁴⁴ Im Vorwort einer aktualisierten Auflage vom 16. März 1947 wird der Zweck der Liste erklärt: „It is published in accordance with the expressed American policy to respect and to protect (...) the historic Monuments of European civilizations wherever they may be encountered“.⁴⁵ Selbstkritisch merkte der Bericht der Militärhistoriker 1951 an: „Military government made errors in its work of lifting Munich from

its ruins. It did, of course, receive its share of criticism from newspaper correspondents and other observers. But all Americans, whose representatives these officials were, can be assured that these men faced great obstacles with courage and skill. Their accomplishments were of a high order.“⁴⁶

Denkmalschutz und Entnazifizierung des Stadtraums

Im Zuge der beschriebenen Straßensicherung wurde der beschädigte Wilhelmsbogen, ein Brückengang aus der Renaissancezeit (Abb. 3), laut Bayerischem Landesamt für Denkmalpflege „auf Befehl der Militärregierung gesprengt“.⁴⁷ Der Abbruch von Bögen oder Toren in alten Städten für Verkehrszwecke galt in der durch Camillo Sitte sensibilisierten Stadtplanung des 20. Jahrhunderts als Sündenfall. Erwin Schleich zählte diesen Abriss zur „Zweiten Zerstörung Münchens“ (Abb. 4) und publizierte die hier abgedruckte Bildgegenüberstellung im Jahr 1978.⁴⁸

Die Militärregierung wollte 1946 auch das nicht mehr standsichere Siegestor am Nordende der Ludwigstraße abbrechen lassen, um den Verkehr nicht zu gefährden.⁴⁹ Für Georg Lill dagegen stand und fiel das Wiederaufbau-Schicksal der Ludwigstraße, einer klassizistischen Straßenanlage, entworfen von Leo von Klenze, die von der Feldherrnhalle und dem Odeonsplatz nach Norden führt, mit dem Erhalt ihres nördlichen Abschlusses.⁵⁰ Die Rettung des Siegestores wurde in der Akte des BLfD folgendermaßen dargestellt: „Der Direktor des Denkmalamtes, den die Militärregierung für etwaige Schäden persönlich haftbar gemacht hatte, gewann Bürgermeister Scharnagl und Baurat Meitinger als Partner (...), und im Laufe des Jahres 1947 konnte das (...) Monument statisch gesichert werden.“⁵¹ Der aktuelle Führer „München. Kunst und Kultur“ schreibt zum Siegestor ohne Angabe seiner Quelle: „Abbruch der Ruine (wegen Einsturzgefahr) 1945 beschlossen, vom US-amerikanischen Oberst Eugene Keller verhindert.“⁵¹ Der Oberst hatte in diesem Falle offensichtlich umgestimmt werden können, trotz der militärischen Aussage des Siegestores. Das erscheint besonders erstaunlich, weil das Pendant zum Siegestor, die Feldherrnhalle am anderen Ende der Ludwigstraße, sowie auch der Stadtraum selbst, durch die NS-Propaganda mit Nazideutschland assoziiert werden musste. Die Aussage des Siegestores wurde allerdings 1958 durch die Inschrift: „Dem Sieg geweiht – vom Krieg zerstört – zum Frieden mahnend“ relativiert und das Denkmal durch die Architekten Otto Roth und Josef Wiedemann



4 Maxburgstraße von Westen 1978. Der kriegsbeschädigte Wilhelmsbogen (Abb. 3) war 1945 im Zuge der Straßenschutträumung abgebrochen worden

zum alten Umriss komplettiert, nicht jedoch rekonstruiert.⁵³ In diesem Falle hatte die Entnazifizierungspolitik der Amerikaner offenbar gefruchtet. Das Monument blieb zwar bestimmender Teil des Stadtraums, es wurde aber nicht mit den Mitteln einer Heimatschutz-Stadtbildpflege ergänzt.

Die Diskussionen mit deutschen Behörden hatten den Leiter der Militärregierung Eugene Keller beeinflusst, denn kurz vor seiner Ablösung zitierte ihn die Süddeutsche Zeitung am 17. September 1946 mit den Sätzen: „Die Pläne für den Wiederaufbau der Stadt gefallen mir sehr gut, vor allem deshalb, weil München seinen besonderen Charakter, der selbst heute noch die traurigen Ruinen verschleiert, bewahren wird. Ein paar Neuerungen, die der gesteigerte Straßenverkehr verlangt, sind sehr notwendig, aber gestört wird das Gesamtbild dadurch sicherlich nicht. Ich habe mit besonderer Freude beobachtet, mit welchem Eifer das Wiederaufbaureferat schon frühzeitig an die Arbeit gegangen ist.“⁵⁴

Stadtraum und zumal „Heimat“ waren zwar von den Nationalsozialisten hoch besetzte Begriffe. Münchner Akteure der Nachkriegszeit hatten jedoch kein Pro-

blem damit, ihre Vorstellung vom charakteristischen Stadtraum durch die Abnahme der Hakenkreuze, später auch durch stilistische Änderungen beim Bauen im historischen Kontext, zu „entnazifizieren“. Diese Haltung konnten sie offenbar glaubhaft an den Oberst der Militärregierung Eugene Keller vermitteln. SPD-Politiker wie Oberbürgermeister Thomas Wimmer (1948–1960) oder Karl-Sebastian Preis vertraten die Politik eines Ensembleschutzes im Wiederaufbau ebenso wie der CSU-Oberbürgermeister Karl Scharnagl und Georg Lill. Den Erbe-Begriff der Vorkriegszeit trugen sie so, auch mit Billigung der Militärregierung, in die Nachkriegszeit und bestimmten damit den Wiederaufbau.

- 1 Lill, Georg: Um Bayerns Kulturbauten. Zerstörung und Wiederaufbau, München 1946.
- 2 Latzin, Ellen: Die Berichterstattung der Amerikanischen Militärregierung in Bayern. Dargestellt am Beispiel der Field Operations Division (1945–1948), in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Bd. 63, H. 3, 2000, S. 867–954, hier S. 883–884.
- 3 Huse, Norbert (Hg.): Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten, 3. Aufl., München (1984) 2006, S. 167–171.
- 4 Vgl. Georg Lills rückblickender Bericht zum Wiederaufbau. Lill, Georg: Über die Rettung unserer Baudenkmäler, in: Unser Bayern, hg. von der Bayerischen Staatskanzlei, München 1950, S. 136–139, hier S. 137. Ähnliche Sichtweisen zu den Wiederaufbauzielen und Argumente finden sich ebenfalls Köln auf der Seite des Heimat- und Denkmalschutzes. Vgl. dazu Vinken, Gerhard: Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, Berlin/München 2010, S. 168–173.
- 5 Stadtbibliothek München, Monacensia-Sammlung, Military Government for City Munich: Monthly Report 3 (from 1 Nov 1945 to 30 Nov 1945), S. 16.
- 6 Historical Headquarters European Command: Military Government in Munich 1945–1947, Karlsruhe (?) 1951, zugänglich über Fernleihe aus den USA, S. 2.
- 7 Sta (Stadtarchiv München), Jahrbuch der Stadt München, Eintrag vom 8. Mai 1946.
- 8 Stadtarchiv München, MÜ-RP 718/1: Stadtratssitzg. vom 9.8.1945
- 9 Zu den genaueren Umständen und zu den Münchner Akteuren vgl. Enss, Carmen Maria: Fassaden sichern für den Wiederaufbau. Selektion bei der Trümmerräumung für die neue Münchner Altstadt, in: Stadtplanung nach 1945, hg. von Birgit Franz/Hans-Rudolf Meier, Holzminde 2011, S. 96–103.
- 10 Die Münchner Field Officers verfassten 1945 im Wochen- und Monatsrhythmus Berichte über ihr gesamtes Tätigkeitsspektrum, von denen ein Teil in die Monacensia-Sammlung der Stadtbibliothek München gelangte. Vgl. Anm. 5.
- 11 Historical Headquarters European Command 1951 (Anm. 6).
- 12 Einen Überblick über viele Quellen bietet Krieg, Nina A.: Denkmalpflege und Wiederaufbau, in: Aufbauzeit, hg. v. Winfried Nerdinger, München 1984, S. 41–62, hier S. 49–50.
- 13 Der Forschungsstand ist abgebildet in Weisz, Christoph (Hg.): OMGUS-Handbuch. Die amerikanische Militärregierung in Deutschland 1945–1949, München 1994. Einzelauswertungen der Akten, jedoch nicht für München bei Latzin 2000 (Anm. 2).
- 14 Stadtbibliothek München, Monacensia-Sammlung, Military Government for City Munich: Weekly Report 13 (from 27 July

- to 3 August 1945), S. 11.
- 15 Historical Headquarters European Command 1951 (Anm. 6), S. 1.
 - 16 Historical Headquarters European Command 1951 (Anm. 6), S. 1 und Latzin 2000 (Anm. 2), S. 881.
 - 17 Latzin 2000, ebd.
 - 18 Sta München, Bauamt Wiederaufbau 1124, Preis, Karl Sebastian: Bericht über die Lage im Bauwesen Münchens vom 5. Juli 1945.
 - 19 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, OA München, Wiederaufbau u. a. Schutträumung 1945, darin Georg Lill: Verwaltung Münchener u. Bayerischer Kunstwerke. Schreiben vom 3. Okt. 1945 an die Militärregierung München Rathaus. Zwei weitere Berichte vom 3. Dezember 1945 und vom Januar 1946.
 - 20 Office of Military Governor of Germany: Official list (SHAELF-list revised) of protected cultural structures, 1947, hier S. 7. Eine Kopie der Liste befindet sich im Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München.
 - 21 Preis Bericht vom 5. Juli 1945 (Anm. 18), S. 1–2.
 - 22 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, OA München, Wiederaufbau u. a. Schutträumung 1945, Lill, Georg / Schmuderer, Josef / Ritz, Joseph Maria: Die denkmalpflegerischen Belange beim Wiederaufbau von München, 6. Juli 1944.
 - 23 Krieg, Nina A.: München, leuchtend und ausgebrannt... Denkmalpflege und Wiederaufbau in den Nachkriegsjahren, in: Trümmerzeit in München, hg. v. Friedrich Prinz, München 1984, S. 69–87.
 - 24 Lill / Schmuderer / Ritz 1944 (Anm. 22).
 - 25 Ebd.
 - 26 Ebd.
 - 27 Ebd.
 - 28 Huse 2006 (Anm. 3); S. 150–151.
 - 29 Roth, Hans: Die Stellung der Denkmalpflege in der Heimatschutzbewegung am Beispiel Bayern, in: Monumental, hg. von Susanne Böning-Weis / Michael Petzet, München 1998, S. 791–795.
 - 30 Zu Kontinuitäten in der Planung vgl. Enss, Carmen Maria: Die Münchner Altstadt nach 1945. Wiederaufbau als Innere Erweiterung, Sanierung und Instandsetzung eines Ensembles, in: Bericht über die 46. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung 2012 in Trier, hg. v. Klaus Tragbar, Bonn 2014, S. 267–276.
 - 31 Lill, Georg: Rettung von Bayerns Kulturbauten: Beseitigung von Kriegsschäden / Grundsätzliche Fragen der Planung, in: Süddeutsche Zeitung, 6. Okt. 1945, S. 4.
 - 32 Ebd.
 - 33 Lill 1946 (Anm. 1), S. 29–30.
 - 34 Gerhard Vinken deutet den Begriff „Kristallisationspunkt“ im Wiederaufbau als Teil der vorherrschenden Entwurfsrichtung „organischer Städtebau“. Vinken, Gerhard: Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, Berlin / München 2010, S. 187–188.
 - 35 Rasp, Hans-Peter: Eine Stadt für tausend Jahre, München 1981, S. 220–221. Der Jahresbericht, der vollständig bei Rasp abgedruckt ist, datiert am 29. Dezember 1944.
 - 36 Durth, Werner / Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–1950, Braunschweig / Wiesbaden 1988.
 - 37 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, OA München, Wiederaufbau u. a. Schutträumung 1945, Hugoboom, Ray W.: Restaurierung von Kirchen. Schreiben vom 18. Sept. 1945 an Dr. Lill.
 - 38 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, OA München, Wiederaufbau u. a. Schutträumung 1945, Sattler, Dieter: Rettung alter Münchner Baudenkmäler II. Schreiben an die Münchner Baubehörden vom 30. Nov. 1945, Bericht über den Stand der Arbeiten an Baudenkmalen. Hugoboom erwähnte diese Tatsache ebenfalls in seinem internen Bericht: Monthly Report 3 (from 1 Nov 1945 to 30 Nov 1945), (Anm. 5), S. 15–16.
 - 39 Lill, Georg: Die Situation der deutschen Denkmalpflege, in: Kunstchronik 1, H. 4/5 April/Mai, 1948, S. 1 und 2.
 - 40 Stadtbibliothek München, Monacensia-Sammlung, Military Government for City Munich: Monthly Report 2 (from 1 Oct 1945 to 31 Oct 1945), S. 7.
 - 41 Nerdinger, Winfried / Florschütz, Inez: Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960, Salzburg / München 2005, S. 91.
 - 42 Siehe Permooser, Irmtraud, Der Luftkrieg im Raum München 1942–1945, Bomben auf die Hauptstadt der Bewegung, Oberhaching 1996, S. 392. Permooser zitiert den Völkischer Beobachter vom 25./26.11.1944, Nr. 330/331, das VB-Zitat in Anführungszeichen.
 - 43 Permooser 1996 (Anm. 41), S. 392, dort mit Quellenbelegen.
 - 44 Office of Military Governor of Germany: Official list (SHAELF-list revised) of protected cultural structures, 1947, hier „Preface“. Eine Kopie der Liste befindet sich im Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München.
 - 45 Ebd.
 - 46 Historical Headquarters European Command 1951 (Anm. 6), S. 25.
 - 47 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, OA München, Wiederaufbau u. a. Schutträumung 1945, darin Georg Lill: Bericht über den Fortgang der Arbeiten an Münchner Baudenkmalen, Schreiben vom 3. Dez. 1945 an die Militärregierung München.
 - 48 Schleich, Erwin: Die Zweite Zerstörung Münchens, Stuttgart 1978, S. 84.
 - 49 Hallinger, Johannes: Georg Lill und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 1947, in: Kunstgeschichte in München 1947, hg. v. Iris Lauterbach, München 2010, S. 152–153. Hallinger zitiert aus der Ortsakte Stadt München / Siegestor im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.
 - 50 Ebd.
 - 51 Ebd.
 - 52 Biller, Josef H. / Rasp, Hans-Peter: München. Kunst & Kultur. Stadtführer und Handbuch, München 2005, 2. Aufl. 2006, S. 410.
 - 53 Habel, Heinrich u. a.: Landeshauptstadt München Mitte, München 2009 (Denkmäler in Bayern I.2/1), S. 496.
 - 54 Schütte, Elisabeth: „München hat einen guten Ruf“. Sagt Oberst Eugene Keller, der Gouverneur der bayerischen Landeshauptstadt, in: Süddeutsche Zeitung, 17. September 1946, S. 4.

Bildnachweis

Abb. 1 und 2: Stadtarchiv München

Abb. 3: Sammlung Erwin Schleich

Abb. 4: Eva Dietrich. Bildvergleich von Abb. 3 und Abb. 4 entnommen aus Schleich, Erwin: Die Zweite Zerstörung Münchens, Stuttgart 1978, S. 84

Identität und Erbe: Der Mariannenplatz – ein Erinnerungsort türkischer Berliner

Identity and Heritage:

The Mariannenplatz – A site of memory for Turkish residents of Berlin

English Summary

Questions concerning the heritage of “Others” or heritage brought in from elsewhere give rise to self-critical and ethical reflections on the meaning of heritage in our society in general. Who is passing on what heritage, and to whom? Especially in Germany, the concept of integrating different ethnic groups into society is deeply connected with an understanding of local affiliation; thus identity-building holds particular significance on an emotional level. One important element that has been aligned with identity in this context is memory. But what is it that can be remembered in an already-established landscape of memory, collective

remembrance and existing built heritage? What happens when someone from outside steps into this landscape and becomes a local? With regard to urban representation and heritage management, these thoughts raise challenging questions, including how to think about the relationship between history-writing and heritage management in a contemporary multicultural society. The author argues that it is the public place, as a site of established narratives and already delimited concepts of cultural heritage, that holds the potential for new articulation and recognition of neglected perspectives in urban space.

Als ich im November 2013 an der Universität Bamberg zur Fachkonferenz „Das Erbe der Anderen“ eingeladen wurde, stand die Frage nach der Bedeutung und den Aufgaben der Denkmalpflege im globalen Kontext im Mittelpunkt. Der Fokus richtete sich auf Erbekonstellationen im internationalen Raum, was angesichts des zwanzigjährigen Bestehens des ‚Weltkulturerbestatus‘ in Bamberg auch sinnvoll erschien. Doch wurde im Rahmen der Konferenz immer wieder deutlich, dass neben dem empirischen Wissensaustausch in einer akademischen Runde die grundsätzliche Auseinandersetzung mit Wertvorstellungen und ethischen Fragen im Raum stand, denen sich derzeit die Denkmalpflege nicht nur international, sondern bereits „im eigenen Vorgarten“ stellen muss. Zu Recht hieß es daher auch im Einladungstext: „Erbe ist eine identitätsstiftende Figur (wer sind wir, was geben wir weiter?)“, was zu der Frage führte, welche Arten von Gemeinschaften dem Wir-Verständnis vorausgehen. In welchem WIR agiert also die Denkmalpflege? Welche identitätsstiftende Figur kann die Denkmalpflege in einem solchen Kontext überhaupt formen?

Zur Behandlung dieser Frage ist es notwendig, zunächst den Identitätsbegriff zu diskutieren. Es gibt zwei Richtungen, in denen Identität als Begriff im Zusam-

menhang mit der Denkmalpflege verstanden und benutzt wird, die mir in Fachdebatten der letzten Jahre begegnet sind. Die eine Richtung versteht darunter einen Zustand der Gruppenidentität, der nach einer gewissen Homogenisierung, das heißt nach einem gemeinsamen Nenner, strebt. Dieser gemeinsame Nenner ist in der Tradition der Denkmalpflege stark vom Nationalgedanken, aber natürlich auch von globalen Kunstwerten geprägt. Das Ziel ist hierbei, die wertvollen, unter Schutz gestellten Dinge, also das Erbe, das gerne als „unser Erbe“ bezeichnet wird, auch den anderen, „Fremden“, die ein Teil dieser nationalen Gesellschaft sind oder es sein wollen, als wertvoll zu vermitteln. Sie („die Anderen/Fremden“) mit in die „Erbengemeinschaft“ einzuschließen, indem über neue Vermittlungsstrategien nachgedacht wird, ist das Ziel dieser Denkrichtung.

Die andere, neuere Richtung strebt eine „Politik der Anerkennung“ an,¹ bei der die Perspektiven der unterschiedlichen Bewohner zum Wert von Gebäuden, Räumen und Dingen betont wird, ohne eine Verbundenheit zu einer „nationalen“ Gruppenidentität zu verlangen. Die „Erbengemeinschaft“ wird in diesem Fall dekonstruiert, weil es keine klaren Erben und „Vererber“ mehr gibt. Zusätzlich werden die Möglichkeiten ver-

mehrt, neues Erbe zu benennen. Die Denkrichtung strebt keine Homogenisierung innerhalb einer klar definierten Gruppe (wie z. B. unter den Deutschen) an. Eine individuelle Identität soll vielmehr ermöglichen, sich als einzelner Mensch zwischen der familiär geprägten Ich-Identität und dem Raum-Zeit-Geschehen, in dem man lebt, wiederzufinden.² Diese Synthese soll einen Zustand von Authentizität erzeugen und ein Gefühl des Daseins im Rousseauschen Sinne, „le sentiment de l'existence“,³ unterstützen. In diesem Zusammenhang erscheint problematisch, dass bei denkmalpflegerischen Debatten zu Identität und Erbe häufig zu substanzzentriert argumentiert wird. Wichtig wäre vielmehr, die Menschen im Blick zu behalten, für die diese Substanz bewahrt werden soll, und alle Bürger in die Erbekonstruktionen der Denkmalpfleger einzu beziehen. Die Nicht-Anerkennung oder Verkennung des „Anderen“ innerhalb einer territorial zusammengehörigen Gesellschaft zeugt nicht nur von einem Mangel an Respekt, sondern ist eine Ausdrucksform von Unterdrückung, die den „Anderen“ in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen und zu Identitätskrisen und gesellschaftlicher Instabilität führen kann.⁴

Neben der Anerkennung möglichst vieler lebensweltlicher Realitäten geht es gerade in der Denkmalpflege um die Entstehung oder Erhaltung einer Beziehung zwischen „Mensch“ und „Stein“. Die geschützten und gepflegten „Steine“ der Denkmalpfleger stehen sinnbildlich für ein Raum-Zeit-Geschehen und sind somit wichtig für die Synthese der eigenen Ich-Identität mit der gelebten Umwelt. Daher gilt es meiner Meinung nach gerade auch in der Denkmalpflege, den Überzeugungen einer modernen Demokratie und einer Politik der Anerkennung gerecht zu werden, indem die Möglichkeiten zur Identifizierung mit vorhandenen und neuen Denkmälern vergrößert werden. Hierbei geht es weniger um die tatsächliche Substanz, als um den Prozess der Inwertsetzung der Substanz. Es gibt somit neue Aufgaben, die sich aus den gesellschaftspolitischen Debatten für die Denkmalpflege ergeben, für die es bisher weder Instrumente, Verfahren noch eine entsprechende Ausbildung gibt.

Die Herausforderung, die ich für die heutige Denkmalpflege und ihre Identitätsdebatten sehe, liegt genau in der Auseinandersetzung und Zusammenführung dieser gesellschaftspolitischen Aufgaben mit den gängigen materiell-rechtlichen Kriterien. „Denkmalpflege im Zeichen der Globalisierung“ ist daher nicht nur ein Thema für Weltkulturerbestätten, sondern beginnt schon im innerdeutschen Kontext. Ganz konkret gefragt:

- Welche Bedeutung haben die jüngeren Themen wie Transkulturalität sowie Recht auf Kulturerbe und Teilhabe für die Denkmalpflege?
- Und für welche lebensweltlichen Vorstellungen arbeitet die Denkmalpflege eigentlich?

Bevor wir über das Erbe der Anderen (im Sinne von Kulturerbe außerhalb Deutschlands) nachdenken, sollten wir uns der Inkohärenz und Dissonanz innerhalb unserer eigenen, „anderen“ Gesellschaft bewusst werden, sie erforschen und reflektieren. Die Bedeutung von Inkohärenz und Dissonanz in der heutigen Zeit wird in Richard Sennetts Buch „Fleisch und Stein“ (1997) unterstrichen und ihre Anerkennung als feierliches Versprechen unserer Kultur verkündet: „(...) *Leitbilder des Körpers (...) versuchen, die Vollständigkeit des Körpers als System und seine Einheit mit der Umgebung, die er beherrscht, zu suggerieren. Ganzheit, Einheit, Kohärenz: dies sind Schlüsselwörter im Vokabular der Macht. Unsere Zivilisation hat diese Herrschaftssprache durch ein sakraleres Bild des Körpers bekämpft, ein heiliges Bild, in dem der Körper mit sich selbst im Krieg zu liegen scheint, eine Quelle des Leidens und Unglücks. Menschen, die in der Lage sind, diese Dissonanz und Inkohärenz in sich selbst anzuerkennen, vermögen die Welt, in der sie leben, zu verstehen, statt sie zu beherrschen. Dies ist das feierliche Versprechen unserer Kultur.*“⁵

In seinem Buch untersucht Sennet das körperliche Verhältnis der Menschen zu ihrer Stadt im Laufe der Zivilisationsgeschichte. Ob „Fleisch und Stein“ oder „Identität und Erbe“, in beiden Begriffspaaren wird die Beziehung zu dem jeweils gegenüber liegenden Konzept im Kontext der jeweiligen gesellschaftlichen Phänomene betrachtet. Das heutige Phänomen nennt sich Globalisierung. Andere (u. A. Michael Falser und Monica Juneja) betonen die Herausforderungen von Transkulturalität, die ich oben schon erwähnte.⁶

Welche Disziplin kann dieses hochkomplexe, gesellschaftspolitische Thema besser und vor allem konkreter transportieren als die Denkmalpflege? Im Umgang mit Kulturgütern (Orten, Denkmälern, Gebäuden) steckt ein großes Potential für den gesellschaftlichen Dialog, weil dieser zunächst von dem Menschen den Fokus auf die Dinge lenkt und von dort wiederum zurückzustrahlen vermag. Diese Kraft der Dinge bzw. Orte wurde bereits von Dolores Hayden 1995 in der Publikation „The Power of Place“ beschrieben. Sie beschäftigte sich in ihren Studien mit der Sichtbarmachung der in Los Angeles vernachlässigten Personen in der Produktion von Geschichte im öffentlichen Raum. Durch ihre Erfahrungen mit Zeitzeugen und Erben ist sie zu der Überzeugung

gelangt, dass die Identifizierungskraft der Menschen durch die Verankerung der vernachlässigten Geschichten mit der gebauten Realität immens steigt.⁷

Denkmalpflege im Kontext von Identität und Erbe müsste sich vor allem mit der Interpretation und Vermittlung von Wertigkeiten bezogen auf materielle Kulturgüter, also Bauten, Objekte und geographische Räume unter möglichst vielfältigen Perspektiven beschäftigen. Die Sammlung, der Erhalt und die Vermittlung neuerer Perspektiven auf Denkmale und sonstige Kulturgüter kann, so zeigen die Erfahrungen aus der Forschung, auch das Verhältnis zwischen den Menschen und den jeweiligen Kulturgütern verändern und eine Beziehung herstellen. Wer eine Beziehung zu seiner materiellen Umwelt aufbaut, tut dies auch zu seiner gesellschaftlichen Umgebung.

Während meiner Forschungen am Lehrstuhl für Denkmalpflege bei Prof. Dr. Dolff-Bonekämper habe ich eine solche Neuinwertsetzung durch Hinzunahme der bislang vernachlässigten Perspektive türkischer Deutscher erprobt. Diese Perspektive zu untersuchen war zum einen naheliegend, weil sich mein Untersuchungsraum auf Berlin beschränkte und hier die türkisch geprägten Menschen besonders prominent und präsent sind. Zum anderen war es für mich auf Grund meiner eigenen türkisch geprägten Identität leichter, in die entsprechenden Netzwerke Einblick zu erhalten und als direkte „Erbin“ auf Erzählbereitschaft zu stoßen. Unsere Untersuchungen haben Geschichten aufgedeckt, die mittlerweile sogar Eingang ins Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg gefunden haben und innerhalb der Ausstellung „Ortsgespräche“ nachgelesen, gehört und gesehen werden können. Darüber hinaus konnten wir Dolores Haydens Beobachtungen teilen. Die Erfahrung der Zeitzeugen, ihre eigene Geschichte auch in den Augen der anderen – vor allem aber verankert mit der Stadtgeschichte – zu sehen, machte sie stolz. Erik Erikson würde dies „Koinzidenz“ des eigenen Lebenszyklus mit einem bestimmten Abschnitt der menschlichen Geschichte nennen, die ein Mensch anstrebt, um so seine Ich-Stärke aufzubauen und diese auch an die nächste Generation weiterzugeben.⁸ Durch unsere Geschichtsaufarbeitung wurde eine solche Koinzidenz erst möglich; der Erinnerungsprozess unserer Zeitzeugen musste zunächst von außen angestoßen werden. Auch die Identität eines jeden Menschen hängt von der Bestätigung der eigenen Existenz von außen ab. Hierzu hat auch Harald Welzer in seinem Aufsatz „Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses“ ausgeführt, dass persönliche Erfahrungen und Erinnerungen nur dann wirklich gelten können,

wenn diese auch eine soziale Geltung haben.⁹ Eine solche Form der Anerkennung begegnete unseren Zeitzeugen nicht zuletzt durch die Entstehung der Ausstellung im Kreuzbergmuseum.

Viele Zeitzeugen und Erben „anderer“ Geschichten sind sich ihrer Bedeutung für die Stadt und damit auch der Bedeutung für sich selbst nicht bewusst. Das Potential ihrer Geschichten liegt noch im Verborgenen und wartet darauf, entdeckt zu werden. Auf eine solche Entdeckung will ich an dieser Stelle kurz eingehen. Es geht um die Geschichte des Mariannenplatzes und des dazugehörigen ehemaligen Krankenhauses der Diakonissen-Anstalt Bethanien in Berlin.

Der Mariannenplatz – ein Ort des Widerstandes und des sozialen Engagements

Der Mariannenplatz (Abb. 1) und das dazugehörige ehemalige Krankenhaus der Diakonissen-Anstalt Bethanien sind ein Bau- und Gartendenkmal. Über die Stadtgrenzen hinaus sind sie zudem ein Erinnerungsort der ehemaligen deutschen linken Szene – auch für Berliner und Berlinerinnen mit einem Familienhintergrund aus der Türkei – und vermutlich auch für diverse andere kulturelle Gruppen. Bei Interviews mit türkischen Zeitzeugen zu ihren Orten in der Stadt, ihren Geschichts- und Gedenkpraktiken, der Verortung ihrer Geschichte sowie der Orte, die für sie im historischen Kontext als bedeutsam erschienen, wurde durchweg von allen 15 Interviewpartnern und -partnerinnen der Mariannenplatz genannt. Ausschlaggebend hierfür waren nicht die Lennéschen Hinterlassenschaften und auch nicht das besondere Baudenkmal mit seinem baukünstlerischen Wert, sondern Erinnerungen aus Kindheit oder Jugend, die im Zusammenhang mit Festen, Begegnungen, Ereignissen, aber auch mit dem Stolz auf die Partizipation an vergangenem Zeitgeschehen standen und die sich dort zutrugen.

Die Erinnerungen gaben Hinweise auf Ereignisse und Aspekte der Ortsgeschichte, die bislang vernachlässigt wurden und konnten im Rahmen einer intensiveren Archivrecherche rekonstruiert werden. Diese „neue“ Geschichte soll hier zwar in der nötigen Kürze folgen, jedoch nicht als „Migrations- oder Migrantengeschichte“ von der sonstigen Ortsgeschichte separiert werden. Wie zuvor erwähnt, ist gerade die Koinzidenz der eigenen Geschichte mit einem bestimmten Abschnitt der „offiziellen“ Geschichte entscheidend für die Identitätsbildung. Daher sollen die neu entdeckten Perspektiven und bislang vernachlässigten Aspekte der



1 Der Mariannenplatz heute mit dem ehemaligen Krankenhaus Bethanien im Hintergrund

Ortsgeschichte in den Erzählstrang der großen Narration eingebettet werden. Dies ist am Mariannenplatz besonders wichtig, weil es hier so etwas wie eine Aura des Ortes gibt, die sich durch Widerstand und Arbeitersolidarität ausdrückt.

Die Geschichte des Mariannenplatzes lässt sich größtenteils anhand des Gutachtens zum Denkmalwert des Mariannenplatzes von 1978 rekonstruieren.¹⁰ Die Gestaltung des Mariannenplatzes beginnt 1845 mit der Umwandlung des Köpenicker Feldes in ein Berliner Stadtquartier, die sogenannte Luisenstadt. Die von Peter Joseph Lenné maßgeblich geplante Stadterweiterung mit großen Schmuckplätzen und einer Verbindung zwischen Spree und Landwehrkanal wurde zwischen 1841 und 1853 realisiert und prägt die städtebauliche Struktur der Luisenstadt bis heute. Friedrich Wilhelm IV. bestimmte den Mariannenplatz zum Standort für das von ihm neu gestiftete Diakonissen-Krankenhaus Bethanien, eine neue medizinische Einrichtung, die eine Kombination aus Krankenhaus und Ausbildungsstätte für Krankenpflegekräfte darstellte. Unter der Obhut der Kirche sollten die „Kranken“ hier nicht nur medizinisch, sondern auch seelisch gesund gepflegt und zugleich für soziales Engagement motiviert werden. Das Krankenhaus Bethanien war 1847 der erste große Bau auf dem Köpenicker Feld und stand zu-

nächst als einziges Bauwerk inmitten der von ehemaligen Feldern geprägten Landschaft. Der Bau zählt zu den prominenten Beispielen der Schinkelschule und wurde nach Vorentwürfen von Ludwig Persius und danach von Friedrich August Stüler entworfen. Die Anlagen des ehemaligen Krankenhauskomplexes stehen unter anderem deswegen unter Denkmalschutz, weil sie Ausdruck der christlichen und sozialen Bestrebungen des preußischen Königs sind und zum anderen, weil sie die bautypologische Entwicklung des Krankenhausbaus dokumentieren. Darüberhinaus wird die architekturhistorische Bedeutung als Beispiel für romantischen Historismus und Mittelalterrezeption in der Krankenhausarchitektur betont. Das Gutachten sieht die geschichtliche Bedeutung des Mariannenplatzes darin, dass er der erste Berliner Platz war, der neben seiner Funktion als Schmuckplatz für die Bewohner auch als Erholungsraum konzipiert wurde, der damit gewissermaßen einen der ersten öffentlichen sozialen Räume darstellt.

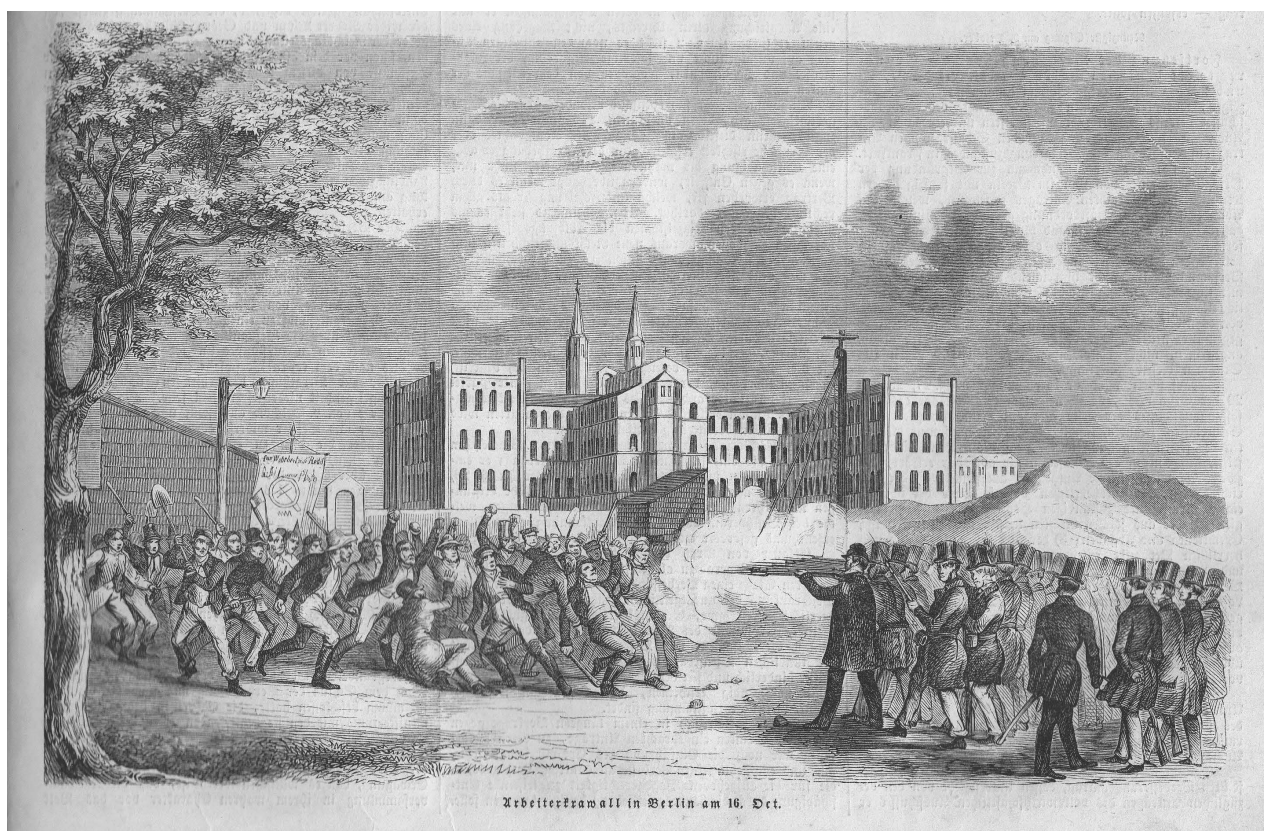
Die geschichtliche Bedeutung der ehemaligen Diakonissenanstalt wird gerade auch von Stadtführern gerne mit der Erinnerung an den Dichter Theodor Fontane verknüpft, der hier 1848–1849 als Apotheker in einem Seitengebäude des Komplexes gearbeitet und Apothekerinnen ausgebildet hat. Die Ausstattung der

ehemaligen Apotheke, die noch erhalten ist, wird vom Friedrichshain-Kreuzberg Museum verwaltet und gerne von Schulklassen und interessierten Touristen besichtigt. Eine Gedenktafel an der Hauswand des Apothekerhäuschens erinnert an das Wirken des später als Dichter berühmt gewordenen Prominenten. Woran weniger erinnert wird, ist die einschneidende Wende im Leben Fontanes, die sich zu dieser Zeit zutrug. Inspiriert von den Schlachten auf dem Köpenicker Feld zu Zeiten der Märzrevolutionen, sowie seinen eigenen Erfahrungen als Kämpfer bei den Barrikadenkämpfen, beschloss er, den Apothekerdienst zu quittieren und sich seiner eigentlichen Leidenschaft, dem Dichten und Schreiben, zu widmen. Die Geschichte seines Wirkens im Bethanien wird damit auch die Geschichte seiner eigenen Emanzipation.

Seitdem wird das „Bethanien“, wie es in Berlin kurz genannt wird, von Ereignissen des Widerstandes gegen Herrschaftsstrukturen und gegen Entscheidungen der Eliten beherrscht (Abb. 2). Fontanes Emanzipationskraft blieb dem Ort als Aura erhalten. Ende 1848 wurde in dem modern konzipierten Krankenhaus eine Dampfmaschine angeschafft, was einen Arbeiteraufstand innerhalb des Krankenhauses hervorrief und letztendlich zur Zerstörung der Dampfmaschine durch die Arbeiter führte. Die darauffolgenden Auseinandersetzungen

und geplanten Kündigungen führten zu erneuten Aufständen, die mit Hilfe der „Bürgerwehr“ niedergeschmettert wurden und sogar einen Toten forderten. Als die restlichen Arbeiter daraufhin demonstrativ in die Stadt ziehen wollten, versuchte die Bürgerwehr sie daran zu hindern und es kam abermals zur Eskalation mit weiteren drei Toten. Die Arbeiterbewegung versuchte immer wieder, ihr Unrecht in der Stadt kundzutun und wurde immer wieder durch Gewalt und weitere Opfer gestoppt. Solche Ausbrüche hielten jeweils circa vier Tage an. Wie es zur „Versöhnung“ kam, wird aus den Quellen nicht deutlich; die Unruhen fanden jedenfalls ihr friedliches Ende im Rahmen einer Versöhnungsbeisetzung der Opfer auf dem Friedhof am Halleschen Tor.¹¹

Nach 50 Jahren, also um die Jahrhundertwende, waren das Bethanien und der von Lenné entworfene Park eingebettet in eine dichte Stadtstruktur – die Zahl der Einwohner Berlins hat sich in dieser Zeit fast verfünffacht, sie stieg von 365.000 auf 1.700.000. Es folgten Umbauten und Erweiterungen des Krankenhauskomplexes, die jedoch den Ruf als vorbildliches Krankenhauses nicht wiederherzustellen vermochten. Eine hohe Sterblichkeit durch Hospitalinfektionen sowie unverhältnismäßig hohe Ausgaben bremsten die Entwicklung hin zu einer guten Versorgungseinrichtung. Somit



2 Bürgerwehr schießt auf Arbeiter (16.10.1848). Im Hintergrund Rückansicht des Hauptgebäudes der Diakonissenanstalt Bethanien

gab es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg große Solvenzprobleme. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte der gesamte Baukomplex erhebliche Kriegsschäden zu verzeichnen, deren Reparaturen von seinem kirchlichen Träger nicht bezahlt werden konnten. Der Wiederaufbau und die Modernisierung zogen sich bis 1966 hin. Trotz staatlicher Unterstützung war das Krankenhaus ab 1968 endgültig zahlungsunfähig und sollte an einen Investor verkauft werden.

Hierauf folgten die nächsten Aufstände. Nach heftigen Protesten gegen den Verkauf und Abriss diverser Nebengebäude kaufte die Stadt das Bethanien und stellte es unter Denkmalschutz. Auf die Proteste, an denen sich der Bund deutscher Architekten, die Akademie der Künste, der Werkbund Berlin, Mieterverbände, Gemeindevorteiler, Jungsozialisten, aber auch diverse türkische Vereine und Organisationen und eine historische Kommission beteiligt hatten, folgte eine Phase der Konzeptsuche. Einige Gruppen rückten dabei von einer Forderung nach Erhalt des Krankenhausbetriebes ab und setzten sich für die Einrichtung eines Kulturzentrums ein.¹² Hierfür plädierten auch die türkischen Kunst- und Kulturvertreter, die sich in diesen Prozess mit einbrachten. Man stellte sich ein Zentrum und einen Experimentierraum für Formen neuen gesellschaftlichen Lebens vor. Ab 1973 entstand dann ein Ort vielfältiger und vor allem multikultureller Aktivitäten, dominiert vom sogenannten „Künstlerhaus Bethanien“.

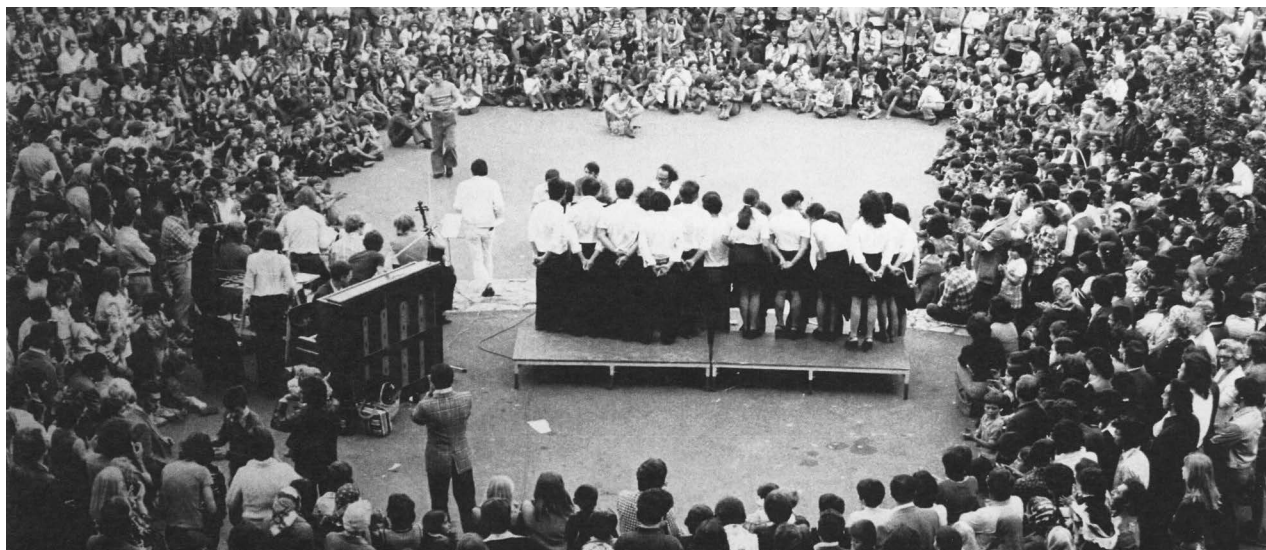
Berühmt wurde das Bethanien im Jahr 1971. Ein Konzert der Band „Ton Steine Scherben“ im TU Audi-

max mit anschließendem „Teach-In“ widmete sich der Erschießung des Mitglieds der Gruppe „Bewegung 2. Juni“ Georg von Rauch. Nach dem Konzert rief die „Hausbesetzer-Band“ zur Besetzung des Martha-Maria-Hauses am Bethanien-Krankenhaus auf, die dann auch im direkten Anschluss an das Konzert erfolgte. Fortan wurde das Gebäude in „Georg-von-Rauch-Haus“ umbenannt. Nach einer Razzia in dem Haus entstand 1972 der „Rauch-Haus-Song“ der Band Ton Steine Scherben. Die mit dieser Besetzerzeit einhergehenden Bilder prägten weiterhin das Bild des Mariannenplatzes im kulturellen Gedächtnis der Berliner. Nicht zuletzt auch, weil es das „Rauch-Haus“ nach wie vor gibt.

Fragt man hingegen türkische Aktivisten jener Zeit, so erklären sie, sich das Bethanien angeeignet zu haben, um endlich mehr Raum für ihre vielfältigen Projekte zu bekommen. Hier ist in erster Linie das Türkenzentrum e.V. zu nennen, ein Verein, dessen Mitglieder vor allem linkspolitisch orientierte Türken waren. Manche von ihnen gingen soweit, den Klub als kommunistischen Verein zu beschreiben. Die Gründungsmitglieder des Türkenzentrums stellen eine bislang kaum beachtete Gruppe der türkischen Einwanderer dar. Die instabile politische Lage der Türkei in den 1970er und 1980er Jahren trug dazu bei, dass zusätzlich zur Arbeitsbevölkerung zahlreiche Intellektuelle, Künstler und sonstige politische Aktivisten nach Deutschland kamen. Diese Gruppe prägte die kulturellen Entwicklungen in ihren jeweiligen deutschen Kontexten. Sie etablierte Organisationen und Vereine, die es zum Teil bis heute gibt. Als Teil der politischen



3 1975. Der türkische Arbeiterchor auf dem Mariannenplatz. Im Hintergrund Werbeschild für die Ausstellung „Mehmet kam aus Anatolien. Mehmet Berlin'de“



4 1975. Der türkische Arbeiterchor mit Chorleiter Tahsin Incirci (mit auffälliger Brille)

Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre kämpften sie für eine in ihren Augen bessere sozialistische Gesellschaftsform. Gleichzeitig bemühten sie sich, die ländliche Bevölkerung aus der Türkei sowie Neuankömmlinge im Alltag zu unterstützen und pflegten die türkische Hochkultur (Kunst, Musik, Literatur und Tanz). Das Bethanien wurde in den 1970er und 1980er Jahren zu einem Zentrum der türkischen linken Szene. Bereits 1973 eröffneten die Betreiber die erste türkische Bibliothek in Deutschland, die Namik-Kemal-Bibliothek. Diese führte unter anderem auch Bücher, die zu der Zeit in der Türkei verboten waren, wie zum Beispiel die Geschichten und Gedichte von Nazim Hikmet.

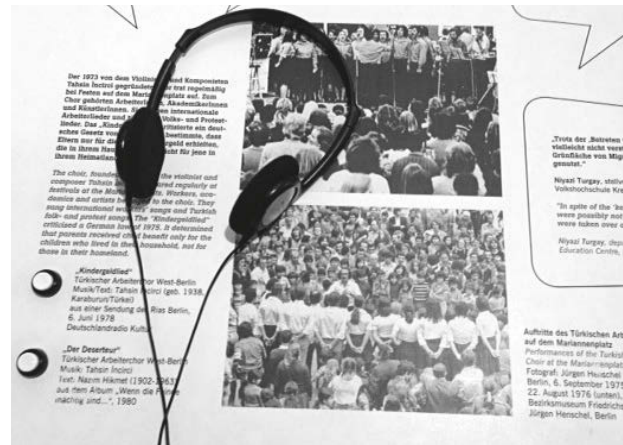
1975 kuratierten Mitglieder des Türkenzentrums gemeinsam mit Berliner Akteuren aus der Kunst- und Kulturszene die Ausstellung „Mehmet kam aus Anatolien – Mehmet Berlin'de“ (Werbebanner im Hintergrund auf Abb. 3). 1977 zeigte der Verein die beiden Ausstellungen „Theater in der Weimarer Republik“ und „Nazim Hikmet“. Darüber hinaus probte hier der türkische Arbeiterchor (Abb. 3 und 4), der hin und wieder auf dem Mariannenplatz zu besonderen Anlässen (zum 1. Mai oder im Rahmen der Berliner Festwochen) auftrat. Dieser Chor hat Tonaufnahmen von Arbeiterliedern aufnehmen lassen, die in der Türkei verboten waren, von denen Kopien in die Heimat geschickt wurden und die bis heute in Berlin existieren. Das Zentrum veranstaltete Kunstausstellungen in den Grünanlagen des „Bethanien“. Bis heute existieren stadtkünstlerische Installationen. Sie zeugen von der gesellschaftlichen Teilhabe dieser Gruppe in den 20 Jahren vor der Wende. Nur sind diese vom Verfall bedroht und stehen in einer verkehrsungünstigen Lage oder sind schlicht unentdeckt. Das Türkenzentrum pflegte einen regen Aus-

tausch mit einem Arbeiterchor der DDR. Man fuhr zu gemeinsamen Konzerten in den Ostteil der Stadt. Mit dem Fall der Mauer kam dann der große Schock. Die Enttäuschung und der Verlust der linkspolitischen Illusion einer besseren – nämlich sozialistischen – Gesellschaft war für viele Zeitzeugen eine bittere Erfahrung. Das Türkenzentrum existiert zwar bis heute, doch hat es bei Weitem nicht mehr die Energie und Ausrichtung, die es früher hatte. Die Namik-Kemal-Bibliothek ist mittlerweile in die Stadtteilbibliothek integriert, der Arbeiterchor tritt nicht mehr auf und von den Ausstellungen sind, mit Ausnahme zweier Kataloge, keine Hinterlassenschaften mehr vorhanden. Viele Künstler der damaligen Zeit sind wieder zurück in die Türkei gegangen – und so zeugt von dieser Geschichte an dem Ort heute nichts mehr.

Zu Beginn der Zeitzeugeninterviews war weder klar, welche Erinnerungsorte für türkische Berliner existierten, noch, wie die Erinnerungsarbeit funktionieren sollte, zumal kein bestimmter sozialer Rahmen vorgegeben war. Die Besinnung auf Orte, Objekte und Räume in der Erinnerung der Interviewpartner war für das komplexe Verständnis von Kulturerbe, das dem Experiment zugrunde lag, ein wichtiger Ankerpunkt. Der Ortsbezug bei meinen Interviews half zunächst, die Erinnerungen in Gang zu bringen. Von den Orten verwiesen die Erinnerungen in ganz unterschiedliche geschichtliche, aber auch mal territoriale Dimensionen (vgl. die Theorie der „Multidirectional Memory“ von Michael Rothberg)¹³. Aufbauend auf die Interviews stellte sich heraus, dass die Erinnerungen in dem Moment, in dem sie auf aufgeschriebene Ortsgeschichten stoßen, besonders kostbar für alle werden, weil ihre Bedeutungen gerade dort an Kraft gewinnen. Diese

Kraft strahlt auf die unterschiedlichen Gruppen unterschiedlich aus. Die befragten Zeitzeugen sowie Menschen, die sich mit ihnen identifizieren können, verorten sich im wahrsten Sinne des Wortes im Gedächtnis der Stadt, gleichzeitig kann es aber auch passieren, dass sie die neue Perspektive missbilligen, weil in ihren Erinnerungen eine ganz andere Vergangenheit stattgefunden hat. Für die anderen Stadtbewohner ohne Bezüge zu den Zeitzeugen, in diesem Fall türkisch geprägten Bewohnern, wird das Wissen um ihre Nachbarn größer und Fremdheitsängste womöglich geringer. Um solch einen Prozess der Anerkennung aber anzustoßen, ist die Art und Weise der Vermittlung der neu gewonnenen Informationen entscheidend, also die Entscheidung, in welchem Rahmen die Ergebnisse diskutiert und präsentiert werden. Im Januar 2012 hatte ich die Ehre, eine neue Ausstellung im Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg mit zu eröffnen (Abb. 5). Die Ausstellung mit dem Titel „Ortsgespräche“ thematisiert gerade solche Orte wie den Mariannenplatz, die Potential für eine vielfältige und gleichzeitig verbindende Erzählung hatten. Von meinen Zeitzeugen kam nur einer zu der Ausstellungseröffnung. Er freute sich, dass einige seiner Geschichten auftauchten. Sein Kommentar lautete jedoch: „Wer kommt schon her und wer liest das schon?“. Transkulturelle Geschichtsprojekte schaffen es zumeist über die Museen, temporäre Kunstprojekte und online-Angebote nicht hinaus. Bislang gibt es auch weder ersichtliche Strategien noch den Willen, Orts- oder Objektgeschichten transkulturell in Wert zu setzen, insbesondere nicht am Objekt vor Ort. Methodisch betreten wir hier Neuland.

Denkmalpflege im Zeichen der Globalisierung bedeutet für mich genau das. Das Erbe der Anderen gibt es nicht. Alles, was auf einem Territorium steht, ist gemeinsames Erbe, erfordert gemeinsame Verantwortung. Dieser Erbebegriff steht nicht in Konkurrenz zum bisherigen Denkmalverständnis. Für dieses neue Feld, ein „ErbePlus“, müssen neue Instrumente und Verfahren eingesetzt werden. Die bisherige Denkmalbegründung für den Mariannenplatz negiert nicht nur die Perspektive der türkischen Berliner, sondern räumt generell kaum Platz für die starken politischen Zeiten in den 1970er Jahren ein. Auch die Geschichte des Arbeiteraufstandes von 1848 bekäme in diesem Zusammenhang eine größere Bedeutung. So schließe ich mit Fragen, die nicht nur rhetorisch gemeint sind: Was wäre gewonnen, wenn dieser Teil der Geschichte kenntlicher gemacht wird, wenn steinerne Zeugen und Spuren jener Zeit (zum Beispiel Skulpturen aus der Ausstellung „Mehmet kam aus Anatolien“) wiederbelebt würden? Was kostet es die Denkmalpflege, diese Ge-



5 2013. Der türkische Arbeiterchor bei der Ausstellung „Ortsgespräche“ im Kreuzbergmuseum

schichten mit in die Akte des Denkmals aufzunehmen, was würde dies für die Zeitzeugen bedeuten? Und welche Botschaften würde man an die nachfolgenden Generationen mit transkultureller Identität vermitteln?

- 1 Vgl. Taylor, Charles: Die Politik der Anerkennung, in: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, hg. Charles Taylor / Amy Gutman (u.a.), Frankfurt am Main 2012, S. 11–66.
- 2 Vgl. Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 2013, S. 52–53.
- 3 Rousseau, Jean-Jacques: Les Rêveries du promeneur solitaire, Cinquième Promenade, in: Œuvres complètes, Paris 1959, Bd. I, S.1047, zitiert in: Taylor, Charles: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt am Main 2012, S. 17.
- 4 Vgl. Taylor, Charles 2012 (Anm. 1), S. 13–14.
- 5 Sennet, Richard: Fleisch und Stein, Berlin 1997, S. 34.
- 6 Falser, Michael / Juneja, Monica (Hg.): Kulturerbe und Denkmalpflege transkulturell, Bielefeld 2013.
- 7 Vgl. Hayden, Dolores: The Power of Place, Cambridge, Massachusetts u.a. 1997, S. 227–238.
- 8 Vgl. Erikson, Erik H. 2013 (Anm. 2), S. 54.
- 9 Vgl. Welzer, Harald: Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses, in: Bios. Nr. 21.1, 2008, S. 15–27.
- 10 Liedtke, Wolfgang: Untersuchung des Denkmalwertes von Grünflächen in Berlin (West). Mariannenplatz (Berlin-Kreuzberg). Unveröffentlichtes Gutachten im Auftrag des Senats für Bau- und Wohnungswesen, Abt. II, 1978, hier S. 2, 4–7 (Landesdenkmalamt Berlin – Fachbereich Gartendenkmalpflege).
- 11 Illustrierte Zeitung, Bd. XI, 1848, Nr. 279, S. 289, sbb-sp-k-berlin (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin), 2^o Ac 7169, Unter den Linden, Berlin.
- 12 Spode, Hasso: Das Krankenhaus der Diakonissen-Anstalt zu Berlin, in: Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse, Band 5: Kreuzberg, Berlin 1994, S. 300–305.
- 13 Rothberg, Michael: Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization, Stanford 2009.

Bildnachweis:

Abb. 1 und Abb. 5: Verfasserin

Abb. 2: 1848, Illustrierte Zeitung, XI.Bd., Nr. 279, S.289, SBB-SBK-Berlin (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin), 2^oAc 7169, Unter den Linden

Abb. 3 und Abb. 4: 1975, © Jürgen Henschel, Kreuzberg Museumsarchiv, Inv. Nr. 2007/491 bzw. Inv. Nr. 2007/494

Der Totentempel Amenophis' III. in Theben (Ägypten): Probleme und Perspektiven einer Grabung

The Funerary Temple of Amenhotep III in Thebes (Egypt):
An excavation, its problems and its prospects

English Summary

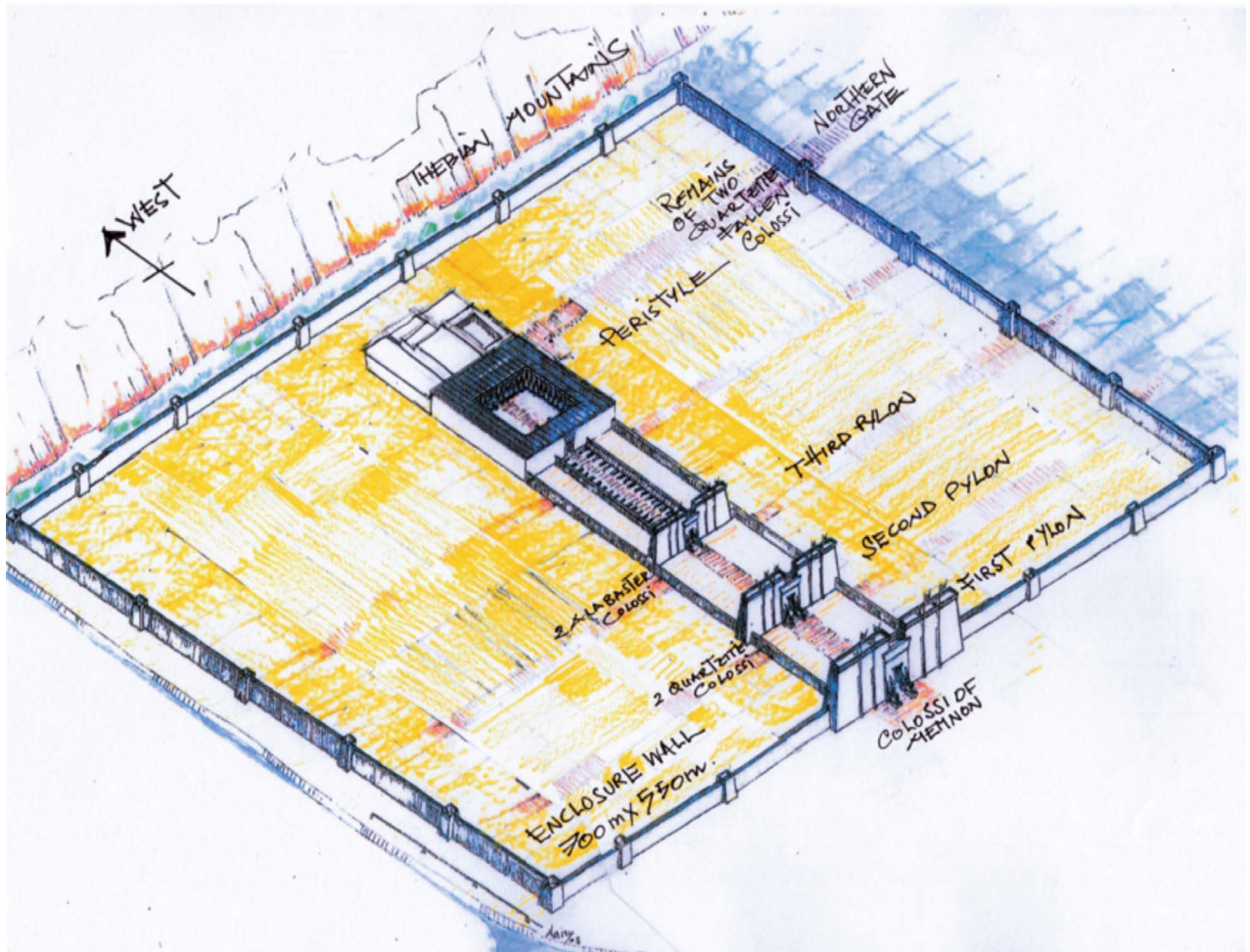
The essay gives an overview of the effort to preserve one of the largest and most impressive temple complexes of ancient Thebes, which was the capital city of Egypt during the 18th dynasty. The funerary temple of Amenhotep III (1387–1348 B.C.) was destroyed in an earthquake around 1200 B.C. and used as a quarry until Roman times. The sole elements to survive largely intact are two colossal, monolithic seated figures of Amenhotep III. In Antiquity these statues were interpreted as images of the Ethiopian king Memnon, and numerous Greek and Roman inscriptions carved into what are now known as the Colossi of Memnon testify to their great and enduring appeal. Evidence of an attempt around 200 A.D. to

restore and complete the statues can also be seen on the upper part of the northern colossus. The ruins of the temple, over which a layer of sediment one to three metres thick had accumulated over the centuries, were plundered since the early 19th century and were partially excavated in the early beginning and in the mid-20th century. Since 1998 the "Colossi of Memnon and Amenhotep III Conservation Project", headed by the author, has been carrying out extensive measures to save the temple and prevent further losses. It is a vivid example of a difficult and not yet fully realized attempt to secure a piece of heritage whose significance extends far beyond the local context.

Im Rahmen dieses Symposiums „das Erbe der Anderen“ lautet meine Botschaft: Das Kulturerbe muss erhalten werden, unabhängig von seinem Standort und seinem heutigen Besitzer.¹ Selbst in ruiniertem oder gar verwüstetem Zustand ist ein Kulturdenkmal erhaltenswert; die Entscheidung sollte stets gegen seine Vernachlässigung und Vernichtung und für seine Erhaltung fallen. Jedes erhaltene Erbe bezeugt die eigene Geschichte, ein Erbe, auf das jedes Land ein Anrecht hat. Jedes verlorene Denkmal überlässt die Geschichte „der Anderen“ der Vernichtung und Verneinung.² An dem Beispiel der Arbeiten des von mir geleiteten Memnon/Amenhotep-III-Projekts („The Colossi of Memnon and Amenhotep III Conservation Project“) an den Memnonkolossen und am „Tempel der Millionen von Jahren“ des Königs Amenophis' III. in Theben möchte ich die Bedeutung dieses Votums gegen die Vernachlässigung von Kulturdenkmalen aufzeigen.³

Der Tempel Amenophis' III. (1387–1348 vor Christus) war einst der weitläufigste, großartigste und am reichsten ausgestattete Totentempelbezirk des alten Theben – Ägyptens Hauptstadt während der 18. Dynastie –, vielleicht sogar die größte Tempelanlage ganz

Ägyptens.⁴ Die Ost-West-Ausdehnung beträgt von den Memnonkolossen im Osten bis zu dem ansteigenden Felsengrund 550 m.⁵ Die Nord-Süd-Ausmaße der Tempelanlage erreichten wohl 700 m, ausgehend von zwei kolossalen Statuen Amenophis' III., die sich an einem Nordeingang zur Umfassungsmauer befinden (Abb. 1).⁶ Dieser Tempel wurde um 1200 v. Chr. durch ein gewaltiges Erdbeben zerstört. Danach wurden die Ruinen der Anlage als Steinbruch benutzt. Bis in römische Zeit wurden hier alle Arten von Steinen, Ziegeln und anderes Baumaterial für die Errichtung von Tempeln und anderen Bauten in der Umgebung gewonnen. Allein die zwei kolossalen Sitzstatuen des Königs, die Memnonkolosse, blieben stehen. Sie markierten einst den Eingang zum Tempelbezirk vor dem 1. Ziegelpylon des Tempels, der ebenso wie die zwei folgenden Pylone und die reich geschmückte Umfassungsmauer nahezu spurlos verschwunden ist (Abb. 2). Die beiden berühmten Sitzstatuen sind Monolithe aus Quarzit; sie stellen den König Amenophis III. auf dem Thron sitzend dar, die Hände flach auf die Knie gelegt. Er trägt das königliche Kopftuch, *nemes*, und einen kurzen plissierten Schurz. Zu beiden Seiten der Beine des Königs stehen am Thron zwei Königinnen: rechts die große Königs-



1 Der Totentempel Amenophis' III.: Rekonstruktion der Anlage (Zeichnung Nairy Hampkian)



2 Memnonkolosse und Blick über die Tempelhöfe (2002)

gemahlin Tiye, links die Königsmutter Mutemwya. Die Sockel der beiden Kolossalstatuen sind etwa vier Meter hoch (am Südkoloss vorn 3,60 m und hinten 4 m, am Nordkoloss vorn 3,30 m, hinten 4,40 m, jeweils vom originalen Tempelpflaster aus gemessen). Unsere neuesten Messungen ergaben eine Höhe der Statuen von 13,97 m bzw. 14,76 m. Rechnet man dazu noch die verlorene, gut drei Meter hohe Doppelkrone, so kommt man auf etwa 21 Meter oder 40 Ellen Gesamthöhe. Beschreibungen der Kolosse aus römischer Zeit zeigen, dass das Oberteil der nördlichen Statue bereits damals nach dem verheerenden Erdbeben von 27 v. Chr. umgestürzt war. Der Sockel war von oben bis unten gespalten. Besucher berichteten von einem klagender Ton, der morgens dem Stein entweiche, und der Anlass für die griechische Memnonsage war: Der Koloss wurde nämlich mit Memnon, dem äthiopischen König, identifiziert und der Ton als Klage oder auch als Gruß des vor den Mauern Trojas gefallenen Königs Memnon an seine Mutter Eos, die Göttin der Morgenröte, erklärt. Später wurden beide Kolosse Memnon genannt. Zahlreiche griechische und römische Inschriften auf dem Sockel und den Beinen des gestürzten Memnonkolosses berichten über diese wundersame Klage, unter anderem auch Inschriften des Kaisers Hadrian.⁷ Um das Jahr 200 nach Christus ordnete vermutlich Kaiser Septimius Severus eine Restaurierung an. Dabei wurde der Oberkörper der Statue mit großen Steinblöcken erneuert, aber nicht geglättet. Ein bedauerlicher Effekt der Restaurierung war jedoch, dass die Statue seitdem nicht mehr getönt hat, denn die Inschriften auf den Beinen und Sockeln enden mit der Regierungszeit des Septimius Severus'.

Später wurde das Tempelgebiet noch mehr zerstört und weitgehend geplündert. Über Jahrhunderte haben Verwitterung, Flutwasser von den Bergen und schließlich die Nilüberschwemmungen die ganze Anlage auf bis zu drei Metern Höhe mit Sedimenten bedeckt. Anfang des 19. Jahrhunderts wurden bei Raubgrabungen im Auftrag des britischen Konsuls Henry Salt viele Denkmäler, darunter Königsköpfe und vor allem Statuen – etwa die der löwenköpfigen Göttin Sakhmet –, ausgegraben. Sie sind heute in den großen ägyptischen Sammlungen der Welt zerstreut. In den Jahren 1949, 1956 und 1958 wurden Teile des Tempels in mehreren Grabungskampagnen durch den ägyptischen Antikendienst freigelegt, gefolgt durch mehrere Forschungskampagnen des Schweizer Instituts für Bauforschung in den Jahren 1964 und 1970. Damals wurden ein erster Gesamtplan erstellt und die Ergebnisse veröffentlicht.⁸ In diesen Kampagnen wurden neben erkennbaren Architekturresten wie Säulen und Blöcke des Hypostyls

und Peristyls auch Stelen und kolossale Statuenfragmente freigelegt, darunter eine weibliche Sphinx, eine monumentale Krokodilsphinx und vieles mehr, darunter auch das kolossale Nilpferd aus Alabaster, von dem noch die Rede sein wird. Diese Funde bezeugen aber eindrucksvoll die unglaublichen künstlerischen und technischen Errungenschaften der Zeit Amenophis' III.

Seit dem Ende dieser ersten Ausgrabungen verblieben die sichtbaren Reste im Tempelgelände ohne Sicherung und Konservierung. In diesen Jahren verschlechterte sich der Zustand des Tempelbezirks. Auf dem Tempelgelände wurden Feldern angelegt, die selbst bewässert wurden; wilde Akazienbüsche und Bäume umgaben die Felder. Die veränderten Bodenverhältnisse gefährdeten so die gesamte Tempelanlage und führten zu irreversiblen Schäden. Die Bewässerung der umliegenden Felder führte dazu, dass das Gelände üppig mit Gras, Schilf und Kameldornbüschen bewachsen war, deren Wurzeln selbst den härtesten Stein zersprengen lässt und die Brüche in den Steinen und tiefe Risse im Erdreich verursachten. Dazu entzündete sich in der Sommerhitze häufig das getrocknete Gras und löste wilde Feuer aus, die die Oberflächen der Denkmäler zersplittern ließen. Da die Anlage und die Funde gar nicht geschützt waren, kam es zu häufigen Diebstählen und Vandalismus.

Daher bedurfte es einer eiligen Rettungsgrabung und eines Erhaltungsprojekts, das unmittelbar greift, denn die noch sichtbaren Denkmäler waren vom endgültigen Zerfall bedroht. Einer der touristischen Höhepunkte des thebanischen Gebietes, mit dem jeder Ausflug zum Westufer des Nils beginnt, würde damit völlig verschwinden. Erste vorbereitende Untersuchungen zu einer Sicherung der Memnonkolosse führte Rainer Stadelmann 1988 im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts und in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege mit einer photogrammetrischen Aufnahme und mit Architekturschnitten der Memnonkolosse durch.⁹ Nach dem letzten, verheerenden Feuer auf dem *Kom el-Hettân* – so lautet die arabische Bezeichnung der Tempelanlage – von 1996 unternahm ein kleines internationales Team im Jahr darauf unter meiner Leitung, gemeinsam mit Nairy Hampikian und Rainer Stadelmann einen kurzen Survey im Tempelgebiet. Aufgrund unseres Berichtes wurde der *Kom el-Hettân* 1998 von der World Monuments Watch in die Liste der „Hundert am stärksten gefährdeten Monumente der Welt“ aufgenommen.¹⁰ Mit Mitteln des World Monuments Fund konnten die ersten Rettungsarbeiten beginnen. Als vordringlichste Maßnahme wurde das gesamte Gebiet von den Mem-

nonkolossen bis zur westlichen Begrenzung des Tempelgebiets einer manuellen Reinigung unterzogen, wobei der dichte Bewuchs von Gras, Kameldorn und Schilf entfernt wurde, eine Arbeit, die seitdem jährlich wiederholt werden muss. Die dabei freigelegten historischen Überreste wurden 1998 und 1999 dokumentiert. Zu ihrem Schutz wurde ein langfristiges Erhaltungsprogramm entwickelt.

Seit Januar 2000 sind im Tempelgebiet gründliche Ausgrabungen und behutsame Restaurierungsarbeiten durch eine ägyptisch-europäische Arbeitsgemeinschaft im Gange, die unter der Schirmherrschaft des Deutschen Archäologischen Instituts, des ägyptischen Kulturministeriums und des Supreme Council of Antiquities stehen und von der „Association des Amis des Colosses de Memnon“ finanziell unterstützt werden. Seit 2004 werden die Arbeiten dank eines großartigen Einsatzes von Ursula Lewenton zudem durch den gemeinnützigen Förderverein Memnon e.V. mit Sitz in München finanziert. Ziel unserer Anstrengungen ist die schrittweise Freilegung des Tempelbezirks Amenophis' III. auf dem *Kom el-Hettân* und die gewissenhafte Dokumentation und Konservierung aller Funde und Relikte. Geplant ist, dabei die Überreste dieses einst prächtigen Tempels an ihrem ursprünglichen Platz aufzustellen, um zukünftigen Besuchern die Denkmäler in ihrer ganzen Würde präsentieren zu können.

Nach der Reinigung war das Ausmaß der durch Grundwasser, Bewuchs und Feuer verursachten Zerstörungen erst gänzlich sichtbar geworden. Die Säulenbasen der damals ausgegrabenen westlichen Halle des Peristyls waren mit einer dicken Salzschrift bedeckt, ebenso die Sandsteinplatten der freigelegten Pflasterung. Zahlreiche Bruchstücke der Quarzitstatuen in der nördlichen Hälfte des Peristylhofes waren derart vom Wasser und Feuer angegriffen, dass die Oberflächen weitgehend abgeplatzt waren. Vordringlichste Aufgabe war hier die Bergung der verschiedenen Fragmente, Statuenbruchstücke, Architekturteile und Sockel aus dem vom Grundwasser durchfeuchteten Bereich. Auf langen Ziegelbanketten wurden alle mittelgroßen Statuenbruchstücke ausgelegt und nach der Gesteinsart – Granite, Quarzite und Sandsteine – sortiert. Diese Bankette sind niedere Ziegeltische, die nicht höher als 20 bis 40 cm sind und die es erlauben, die empfindlichen Steine aus dem Bereich des Grundwassers zu bergen. Die Fundlage dieser Fragmente wurde vor dem Abtransport eingemessen und im Plan eingetragen. Alle Fragmente wurden fotografiert, auf Fundkarten dokumentiert und gezeichnet. Offensichtlich zusammengehörige Bruchstücke wurden zusammengebracht.

Die kolossalen Statuenfragmente aus Quarzit und die großen Statuensockel aus schwarzem Granit wurden gleichfalls eingemessen und anschließend auf höher gelegenen Flächen ausgestellt, die zusammengehörigen Bruchstücke dann zueinander gebracht und jeweils in einer Reihe mit den dazu gehörigen Sockeln aufgestellt. Zahlreiche Bruchstücke der Königsstatuen aus Rosengranit, darunter zwei stark beschädigte Köpfe, konnten somit gerettet und provisorisch in der südlichen Hälfte des Peristylhofes auf einem Sockel und auf den beschriebenen Grabungsbanketten ausgelegt werden. So begann die langwierige und beinahe abenteuerliche Sicherung des Tempelgebietes. Vom Hypostyl ostwärts bis zu den Memnonkolossen konnten wir die Ausgrabungen und Restaurierungsarbeiten bis heute fortführen. Grundlage aller Arbeiten war eine vorbildliche, topographische Vermessung des Geländes durch die Gruppe COMMAP unter Leitung von Franz Schubert, der uns auch die diffizile, zeichnerische Aufnahme sowohl als Computerplan wie auch als Ausdruck lieferte. Damit liegt nun der bis heute genaueste Plan der Grabungsstätte vor.¹¹

Von Beginn an wurden an den Memnonkolossen jährlich manuelle Kontrollmessungen vorgenommen, die erfreulicherweise keine neuen Senkungen, auch keine weiteren Risse, aufzeigten. Jährlich werden verschiedenste Untersuchungen durchgeführt, um festzustellen, welche Methoden und Technologien der Steinkonservierung unter den extremen Temperaturverhältnissen angewandt werden können. Ziel ist es, die großen Risse im nördlichen Koloss zu sichern und eventuell zu schließen, so dass dort keine weiteren Schäden mehr auftreten. Untersuchungen und Proben aus dem Frühjahr 2001 ergaben, dass die Oberfläche der Statuen mit festen Schichten aus Natriumchlorid, Sandpartikeln, Gips, Nilschlamm und Vogelkot bedeckt war, die im Zusammenwirken mit moderner Luftverschmutzung durch Autoabgase und Rauch und Ruß des jährlich verbrannten Stroh- und Zuckerrohrs von den umliegenden Feldern eine immanente Gefährdung darstellen. Im Jahr 2002 wurden die Kolosse von diesen Jahrtausende alten Schmutzschichten, wie auch von unsachgemäßen modernen Restaurierungen, befreit. Die Konservierung der Kolosse wurde anfangs durch ein Team von Stein-Spezialisten der Firma Pons-Asini, die Reinigung durch die Firma Alfred Kärcher & Co durchgeführt. Die Statik der Statuen ist über die Jahre hinweg eine Herzensangelegenheit von Professor Fritz Wenzel von der Universität Karlsruhe; er hat die ideelle Sicherung der Statuen lange Jahre unentgeltlich betreut; die Fakultäten für Geologie und Ingenieurwissenschaften der Universität Kairo führten laufend Stein-



3 Nördlicher Koloss des zweiten Pylons bei der Hebung mit Luftkissen

untersuchungen und Messungen der verkehrsbedingten Erdvibration durch.

Die durch diese Vibrationsmessungen offenkundig gewordenen Gefährdungen durch den nahen Parkplatz und die leider verbreitete Straße bleiben weiterhin aktuell. Jahr für Jahr müssen die beiden Kolosse erneut einer langwierigen Reinigung vom Vogelkot unterzogen werden. Weitere Maßnahmen sind ein Survey der Polychromie der Statuen und eine statische Untersuchung der Kolosse, die die Risse dokumentiert. Jahr für Jahr werden Fundamentuntersuchungen und kleinere archäologische Sondagen um die Sockel der Kolosse so durchgeführt, dass sie die Stabilität der Sockel nicht beeinträchtigen. Seit 2007 finden Untersuchungen – im ganzen Tempelgebiet – in Zusammenarbeit mit dem Geologischen Institut der Armenischen Akademie statt, das auch im Thebanischen Gebirge geologische und archäo-seismologische Erkundungen durchführt. Während dieser Untersuchungen haben wir viele Quarzitfragmente bergen können, die sich von den Kolossen und ihren Sockeln gelöst hatten. Im Jahr 2010 wurden im Osten des nördlichen Kolosses ein großes Quarzitfragment des originalen linken Fußes des „Memnon“ mit drei erhaltenen Zehenteilen aufgefunden – insgesamt sind die Fußfragmente einen Meter breit, 58 cm hoch und 83 cm tief. Es wurde gereinigt und anschließend auf den Sockel gehoben und angeschlossen. Andere Sondagen fördern immer wieder Teile der Statuen und der Sockel zutage. Diese Bruchstücke und Fragmente sollen in Zukunft bei einer speziellen Kampagne mit den Statuen vereinigt werden.

In mehreren Kampagnen wurde das Gelände von den Memnonkolossen bis zur westlichen Grenze des Tempelgebiets mittels Bodenprospektion, Magnetometrie, Elektrometrie und Radiometrie untersucht; wegen des hohen Grundwasserspiegels blieben ohne die erhofften Erfolge allerdings zunächst aus. Danach konzentrierten sich unsere Arbeiten auf drei Bereiche: den Peristylhof, die Säuberung und Konservierung der Memnonkolosse und die Untersuchung der Statuenreste vor dem zweiten und dritten Tempelpylon. Die Ausgrabungen führten zu einer sensationellen Entdeckung, nämlich zweier weiterer Kolossalstatuen Amenophis' III. aus Quarzit, die am Eingang zum zweiten Pylon im Erdreich lagen, und zweier Kolosse aus Alabaster, die am dritten Pylon liegen. Nicht zuletzt wurden neue Königsbilder und an die hundert Statuen der löwenköpfigen Göttin Sakhmet gefunden. Manche waren vom Wasser angegriffen, aber viele waren besser erhalten, als man es anfänglich für möglich gehalten hätte. Hundert Meter westlich der Memnonkolosse erkannten wir zunächst die großen Bruchstücke von Statuen, die vor dem vermuteten zweiten Pylon lagen. Zuerst legten wir eine Statuengruppe aus hartem Kalkstein wieder frei. Die Gruppe zeigt Amenophis III. sitzend zwischen der Löwengöttin Sachmet, dem Gott Amun und der Göttin Amaunet. Die Köpfe fehlten. Die Plastik war halb im Wasser versunken, von Vegetation umgeben und durch Schlamm und Salz verschmutzt. Die gesamte Statuengruppe wog mehr als 16 Tonnen. Wir konnten sie mittels eines Kranes heben und auf ein höher gelegenes Gelände versetzen, wo sie umgehend eine konservierende Behandlung erfuhr.

Südlich davon legten wir mehr oder weniger formlose, riesige Quarzitblöcke frei. Durch eine frühere Geländeaufnahmen und Berichte ahnten wir, dass es sich um Fragmente eines weiteren Kolosses handelte. Ein Königskopf, dessen Gesicht weggebrochen war, und die entsprechende Schulterpartie lagen getrennt vom gewaltigen Torso im Schlamm. Der Koloss war während eines Erdbebens auf die rechte Seite gestürzt und langsam vom Nilschlamm bedeckt worden. Kopf und Torso legten wir 2002 frei; die abgetrennten Teile konnten – ungeachtet des Gewichtes von bis zu 25 Tonnen – manuell herausgezogen und sofort behandelt werden. Die Freilegung des Torsos brachte eine Sensation zutage: wie ich vermutet hatte, fand sich am Thron des Königs die wunderbarer Weise vollkommen erhaltene Statue der „Großen Königsgemahlin Teje“. Mit ihrer Federkrone ist sie 3,26 m hoch.

In den Jahren 2005 und 2006 wurde der 270 Tonnen schwere Torso des nördlichen Kolosses mittels eines in der Archäologie neuen Verfahrens mit Luftkissen um 3,50 m gehoben und anschließend um 11,50 m nach Osten verschoben, als Vorbereitung dafür, dass in der kommenden Kampagne die Fundamente untersucht und dann die sehr komplizierte Wiederaufstellung unternommen werden konnte. Das technische Konzept zur Wiederaufstellung erstellten Prof. Fritz Wenzel und Jürgen Meier, der die Luftkissentechnik hier erstmals für archäologische Zwecke empfohlen und auch die erste Phase der Hebung selbst geleitet hatte. Seit 2006 wurden die großformatigen Bruchstücke an den Pylenen und im Peristylhof unter der Leitung des Restaurators Miguel Lopez von Christian Perzelmeier und dem Steinspezialisten Mohamed Ali El-Ghassab mit seinem dann bereits bestens trainierten Team gehoben und aufgerichtet.

In den folgenden Kampagnen wurden die großen Statuenfragmente des Kopfes und der Schulter des Nordkolosses weiter gereinigt und gefestigt. Zwei große Teile der kolossalen Brust wurden zusammengefügt. 2010 wurde ein neues Fundament aus einer dicken armierten Betonplatte gegossen mit einem festen Mantel aus Stahl. In der Frühjahrskampagne 2011 transportierten wir den über 270 Tonnen schweren Torso zurück an seinen ursprünglichen Standort und platzierten ihn zunächst noch liegend in exakter Ost-West-Ausrichtung neben das neue Fundament.

Das wichtigste Vorhaben für die Frühjahrskampagne vom 15. Januar bis 31. März 2012 war die Wiederaufrichtung der Statue (Abb. 3). Dafür wurden mächtige Holzbalken von 12 m Länge und einem Querschnitt

von 45 cm x 45 cm, vier neue, größere Luftkissen von 1 x 1 m Grundfläche bereitgestellt. Lastwagen brachten tonnenweis Kies zur Unterfüllung. Am 6. Februar wurden die ersten Luftkissen mit Druckluft gefüllt; jedes der Kissen hebt ca. 68 Tonnen bei 1457 Litern Luftkapazität. Ein Druck von 6 Bar hob die Figur um 40 cm an. Anschließend wurden die Luftkissen durch Holzbalken und eine Kiesschüttung ausgewechselt. Als ein Neigungswinkel von 45 Grad erreicht war, wurden feste Sicherheitsgurte um die Statue geschlungen. Zwei starke Flaschenzüge konnten mit Gegengewichten von je 20 t ein jähes Kippen der Statue verhindern. Ein etwa ein Meter hoch aufgeschichteter Balkenrost diente als weitere Sicherheitsauflage, die während des Manövers sukzessive abgebaut wurde. Nach sechs Tagen angespannter Tätigkeit und einem Freitag als Ruhetag, stand der Koloss am 13. Februar um zwölf Uhr mittags aufrecht, zum Jubel und Begeisterung aller Beteiligten. In den folgenden Tagen wurden das rechte Bein und der anschließende Sockel angefügt. Der Sockel trägt eine exquisite Dekoration, die unterworfenen Südvölker aus Nubien und dem Sudan darstellen. Damit steht der schwere Koloss erstmals seit der Antike wieder aufrecht. In der Kampagne von 2013 konnten wir Brust und Kniepartie mit der rechten Hand anfügen. Der Kopf wurde mit einem Kran für das Hebemanöver zunächst hinter den Koloss in Position gebracht. 2014 konnten wir schließlich den Kopf mit einer komplizierten Hebung mit vier Flaschenzügen aufsetzen. Am 23. März wurde der wieder errichtete Koloss feierlich unter Anteilnahme aller Beteiligten und der höchsten Vertreter der Antikenbehörde eingeweiht (Abb. 4).

2002 hatte unser Forscherteam südlich des sichtbaren Quarzitkolosses einen anderen formlosen Quarzitblock entdeckt (Abb. 5). Nach tagelangen Grabungsarbeiten an allen Seiten des massiven Steins zeigte die östliche Ansicht eine bearbeitete Oberfläche, darunter einen kolossalen Arm und eine rechte Hand mit einem gut erhaltenen Daumen. Diese Hand ruht auf einem gefalteten Königsschurz. Der gewaltige Block ist Teil einer südlichen, kolossalen Sitzstatue Amenophis' III. vor dem zweiten Pylon. Wie am nördlichen Kolosses wurde auch hier die linke Seite durch den Sturz stark beschädigt. Die Höhe dieses zweiten königlichen Kolosses schätzten wir auf zwölf Meter. Bis zur späteren Wiederaufrichtung und Konservierung wurden die Blöcke vorläufig wieder mit Sand bedeckt, um den Erhaltungszustand des Steines zu schützen. 2006 konnten wir dann den Körper des Kolosses freilegen. Die beiden großen abgebrochenen Fragmente – Fuß mit Sockel und Arm – wurden aus der tiefen Ausschachtung gezogen und von unserem Restauratorenteam behandelt.

In der Grube fanden sich tausende Quarzitfragmente, darunter dekorierte Bruchstücke vom Thron und vom Sockel des Kolosses. Wenige Meter südlich des Torsos lagen Bruchstücke des Gesichtes, darunter ein Teil des riesenhaften Mundes, 67 cm lang und 35 cm breit, fein poliert und gerandet, sowie ein Fragment des gewaltigen Königsbartes von 110 cm Höhe. Alle diese Fragmente wurden gereinigt und sortiert, um ihre Lage am Koloss rekonstruieren zu können.

Nach Abschluss dieser Ausgrabungen wurde der gut 250 Tonnen schwere Torso mittels der mittlerweile bewährten Luftkissenteknik um 5,50 m auf eine Aufschüttung von Sand und Kies gehoben und mittels einer Seilwinde sechs Meter nach Süden bewegt. Dort wurde er soweit aufgerichtet, damit in einer späteren Kampagne die abgebrochenen Fragmente wieder angefügt werden können. Wie am Nordkoloss stand auch am Südkoloss, wunderbar erhalten, die Königin Teje an der Seite des Thrones. Jetzt blickt sie, solange der Koloss noch liegt, zum Himmel. Sie wurde – ebenso wie die Königin des Nordkolosses – vorsichtig abgedeckt und durch eine Holzkonstruktion gesichert. In einer darauf folgenden Kampagne konnten die erhaltenen großen Fragmente der rechten Hand und des rechten Fußes an den Torso angesetzt werden. 2015 planen wir die Statue mit einem ergänzten Sockel aufzurichten. Dann wird auch die schöne Königin Teje an der Seite des Thrones ihres Königs stehen.

Mittlerweile wissen wir, dass vor dem zweiten Pylon ebenfalls ein Paar monumentaler Sitzstatuen aufge-



4 Nördlicher Koloss des zweiten Pylons, aufgestellt 2012 – 2014

stellt waren, die den Memnonkolossen nur wenig nachstanden. Die Fundamente des mächtigen Ziegelpylons konnten unter Leitung von Josef Dorner aufgedeckt werden. An der östlichen Fassade der beiden Pylonflügel waren je zwei Nischen für hohe Fahnenmasten ausgespart, die auf dicken Sockeln aus Rosengranit standen. Die erhaltenen Ziegel haben wir in ihrer ori-



5 Die Zone vor dem zweiten Pylon während der Ausgrabungen. Im Vordergrund links der nördliche Koloss noch liegend, rechts der südliche Koloss bei seiner Freilegung

ginalen Lage gesichert und mit neuen Ziegeln gleichen Materials und gleicher Größe ergänzt, die mit der Sternpelung „Memnon“ gekennzeichnet sind. Schließlich wurde 2008 noch ein dritter Pylon entdeckt und seine Nordflügel teilweise freigelegt. Auch hier wurden die erhaltenen Ziegeln mit modernen Ziegeln gesichert, die gleichzeitig auch die Maße und die Lage des Pylons markieren. Die beiden Nischen der Flaggenmasten wurden geöffnet und die Granitsockel in den Nischen mit einem Schutzgewebe abgedeckt und darüber mit einer Sandschicht und Erde aufgefüllt. Die sichtbaren Reste von großen Alabasterblöcken vor dem dritten Pylon haben wir Jahr für Jahr vom Bewuchs durch Schilf und Kameldorn befreit und mit frischem Sand und schützenden Tüchern abgedeckt, eine provisorische Erhaltungsmaßnahme, bis wir die Mittel für die Freilegung und Erhaltung dieser Skulpturen garantieren konnten. Im Jahr 2011 führten wir an einem der Alabasterblöcke eine partielle Freilegung und Reinigung durch, um den Erhaltungszustand zu prüfen und die Methoden für eine zukünftige Konservierung zu erproben. Wie vermutet, ist dies das Oberteil einer kolossalen Sitzfigur Amenophis' III., etwa 12 Meter hoch, die ein *nemes*-Kopftuch trägt. 2012 wurde die schwierige Freilegung dieser Alabasterstatue weitergeführt. Der Kopf des Königs ist wunderbarer Weise gut erhalten. Aber der Körper und der Thron ist in späterer Zeit durch den Abbau des kostbaren Alabastermaterials weitgehend zerstört worden.

Westlich der Pylone lag das grandiose Peristyl von etwas mehr als 100 x 100 m Ausdehnung. Dies war vor 200 Jahren der eigentliche *Kom el-Hettân*, der „Sandsteinhügel“. Dort haben die Agenten des britischen Konsuls Salt 1819 die schönsten Statuenköpfe Amenophis' III. aus Quarzit und Rosengranit gefunden und ausgegraben, dazu zahlreiche Statuen der Schutzgöttin Sachmet. Hier hatte Janni Athanasi die berühmten großen Granitsphingen Amenophis' III. entdeckt und ausgegraben. Sie wurden durch die Zarin Katharina nach Sankt Petersburg gekauft, wo sie an den eisigen Wassern der Neva frieren. Als wir mit den Arbeiten im Tempelbereich begannen, mussten wir im Peristyl die ersten Rettungsaktionen durchführen. Erschwert wurde diese Unternehmung durch den hohen Grundwasserstand und durch den Wasserzufluss durch die Bewässerung der Felder im Norden und Süden, das mit großem Druck in das tiefer liegende Terrain einströmte. Ständig mussten wir mit Pumpen diese Wasserflut bekämpfen. In mehreren Schnitten und über drei Kampagnen hinweg hofften wir im nördlichen Portikus das sagenhafte monumentale Nilpferd zu finden, das unsere Vorgänger bei einem Grabungsschnitt schon ein-

mal oberflächlich entdeckt und ertastet, aber nicht ausgegraben hatten. Der Hinweis eines alten Grabungsarbeiters namens Azab führte im März 2004 zur Wiederentdeckung dieses Nilpferds in einer tiefen Grube. Wir hatten zwar an dieser Stelle schon gegraben, und selbst eine magnetometrische Prospektion durchgeführt; aber über der Grube war eine Palme gewachsen, die die Stelle so perfekt abgeschirmt hatte, dass das Nilpferd selbst mit Hilfe modernster Methoden nicht entdeckt werden konnte. Die monumentale Statue wurde mit einem Flaschenzug aus der Grube gehoben und auf einem modernen Holzschlitten – ähnlich denen aus pharaonischer Zeit – zum Laborbereich transportiert, wo es anschließend gereinigt und restauratorisch behandelt wurde. Nachdem die Skulptur zwischenzeitlich im Magazin mehr oder weniger verborgen war, bekamen wir 2013 die Genehmigung, das Nilpferd wieder im Peristylhof auszustellen. Neben dem Nilpferd fanden sich in der Grube zwei Statuen der Göttin Sachmet. Zusammen mit einem bereits 2000 entdeckten Kopf der Göttin, den beiden auf dem Gelände erhaltenen Thronen von Sitzstatuen sowie einer Gruppe von fünf Standbildern der Göttin, die 2003 im Hypostyl entdeckt worden waren, bildete dies eine reiche Fundgruppe, die in den folgenden Jahren noch erweitert wurde.

Um des Grundwassers Herr zu werden, wurde im Frühjahr 2006 ein Pilotprojekt zur dauerhaften Senkung des Wasserspiegels im Bereich des Peristyls und des Hypostyls durchgeführt. Mit Hilfe einer Drainage, bestehend aus Schächten, Gräben und perforierten Plastikröhren, wird das Wasser in einen tiefen Schacht ausgeleitet, aus dem es wiederum über einen Graben zum sogenannten Ramses-Kanal, der etwa 500 Meter östlich der Memnonkolosse verläuft, gepumpt wird. Dieses aufwendige Projekt, dessen Kosten durch Spenden getragen werden,¹² zeitigte gegen Ende der Kampagne Ergebnisse. Erstmals konnten wir in fast drei Metern Tiefe unter dem Oberflächenniveau die Fundamente der Außenmauer des Tempels erreichen. Sie waren wohl schon in spätramsessidischer Zeit fast vollständig abgebaut, die handlichen Blöcke für Neubauten – möglicherweise für die Pylone – wiederverwendet worden. Einige Lagen waren noch *in situ* erhalten, die es erlaubten, die Mauerbreite zu bestimmen. In den tiefen und breiten Fundamentgruben lag eine große Zahl von Statuen der Göttin Sachmet. Die Steinräuber der Antike hatten die Architekturteile des Tempels bis zu den Fundamenten herausgerissen, zahlreiche Statuen, die für sie nutzlos waren, jedoch zurückgelassen. Diese Statuen wurden aus dem feuchten Untergrund gehoben und sofort entsalzt und behandelt. Alle sind individuelle Kunstwerke. Wir hoffen auf die Genehmi-



6 Königskopf aus Rosengranit bei den Hebungsarbeiten



7 Zusammensetzung der Fragmente der Füße einer Königsstatue aus Rosengranit

gung der Antikenbehörde, den Statuenfund ungeteilt neben weiteren Funden, die wir sicher erwarten können, in einem Open-Air-Museum im Peristylhof ausstellen zu können.

Bei von Myriam Seco Alvarez geleiteten Ausgrabungen auf der Südseite des Eingangstores zum Peristyl entdeckten wir 2009 eine erlesene königliche Sitzstatue aus dunklem Granit von 2,60 m Höhe, in einem ausgezeichneten Erhaltungszustand. Die Nase war allerdings angebrochen, der Uräus fehlte. Diesen fand ich jedoch unter anderen Fragmenten etwas entfernt im Peristylhof. Diese Statue ist ein frühes Bildwerk des jugendlichen Amenophis. Nicht weit davon lag ein mächtiger Königskopf, der zu einer über drei Meter großen Sphinx gehörte, die unweit davon im Schlamm lag. Nachdem beide Teile herausgezogen waren, konnten Kopf und Körper der Sphinx zusammengefügt werden. Weiter südlich davon, direkt an der abgerissenen Innenseite der Peristylmauer, waren große Sandsteinblöcke eines riesigen Architravs erhalten geblieben. Sie sind mit dem Namen Amenophis' III. und dem Namen des Tempels „Gotteshaus von Millionen von Jahren“ beschriftet.

Andere Blöcke enthalten feine Reliefszenen einer hügeligen Wüstenlandschaft mit Tieren. Bei der Ausgrabung in der Südwesthälfte des Peristyls unter Leitung von Carmen Perez Roa kam ein überlebensgroßer, sehr gut erhaltener Kopf aus Rosengranit mit der weißen oberägyptischen Krone zutage. Er ist zweieinhalb Meter groß. Da er mit dem Gesicht nach unten im Schutt lag, sind seine Züge völlig intakt geblieben, selbst Farbreste blieben erhalten. In der nahen Umgebung fanden sich weitere Fragmente des Körpers dieser Standfigur. Der Kopf wurde in unser Labormagazin gebracht, gereinigt und die Bruchstellen auf der Rückseite untersucht. Dabei konnten weitere Fragmente – den oberen Teil der großen gerundeten Rückenplatte und ein Bartfragment – an den Kopf angepasst werden. Das ägyptische Antikenministerium hat vorerst entschieden, diesen Kopf in einem Museum, das der Amarnaperiode in Mittelägypten gewidmet ist, aufzustellen. Wir hoffen, im Gegenzug eine Replika für die Aufstellung auf dem Gelände zu erhalten, zumal wir annehmen, den Körper, der zu diesem Kopf gehört, in absehbarer Zeit aus den zugehörigen Teilen zusammensetzen zu können.¹³

Andere ergrabene Königsstatuen aus Rosengranit werden nach und nach in der Südhälfte des Peristyls an ihrem ursprünglichen Platz wieder aufgestellt (Abb. 6 und 7). Im Westportikus des Peristyls, in dem die ersten Arbeiten unseres Einsatzes stattfanden, dort, wo



8 Östlicher Koloss des Königs am Nordtor vor der Bergung

Wasser, Salz und Feuer alle Statuenstücke stark beschädigt hatten, konnten wir zwei kolossale stehende Königsstatuen aus Quarzit zusammensetzen und wiederaufstellen. Mit der Aufstellung von großen Bruchstücken anderer Statuen dieser Art haben wir auch im Ostportikus begonnen. Vier beschädigte Köpfe aus Quarzit wurden restauriert, zwei von ihnen waren zuvor aus zahlreichen Bruchstücken zusammengesetzt worden. Einer dieser Köpfe war 1970 im Westportikus gefunden und damals auch veröffentlicht worden.¹⁴ Wir fanden den Kopf, in viele Fragmente zersprungen vor; von den Augen waren nur mehr die Höhlungen erkennbar. Inzwischen haben wir die vermissten Augen, die von Raubgräbern in den letzten Jahrzehnten mehrfach an Kunstsammlungen verkauft worden waren, mit Hilfe der ägyptischen Autoritäten zurückverlangen und wieder einpassen können.¹⁵ Die Fragmente eines zweiten Kopfes kamen 2005 bei der Ausgrabung eines alten Brunnenschachtes aus dem 19. Jahrhundert im Norden des Peristyls zutage. Auch dieser Kopf ließ sich teilweise zusammensetzen.

Zu beiden Seiten des Eingangs unter den ersten Säulen des Umgangs standen zwei gewaltige, hohe Stelen. Beide sind bei dem Erdbeben gestürzt; die südliche Stele zerbrach in zwei große Stücke. Sie wurde 1950 durch den berühmten ägyptischen Ägyptologen Labib Habachi und den Ingenieur Mahmoud Darwiche wieder errichtet. Die nördliche Stele war in mehr als 200 Fragmente zerbrochen. In jahrelangen Bemühungen haben Philologen und Ingenieure die Stücke gesam-

melt, am Boden zusammengesetzt bis wir die Stelen schließlich wieder aufstellen konnten. Sie ist um ein Geringes kleiner als die Südstele, ist aber immerhin 8,66 m hoch und 3,33 m breit. Beide Stelen haben 24 Zeilen einer poetischen Hymne und eines Gebetes an Amun-Re und Ptah-Sokar, die mächtigen Götter des Tempels, durch den König Amenophis und seine Gemahlin Teje. Während all dieser Maßnahmen wurden die Sandsteinplatten des Pflasters im Peristylhof sowie die Säulenbasen des Portikus gereinigt, entsalzt, befestigt und mit einem schützenden Gewebe und Sand bedeckt. Das Gleiche geschah mit den verwitterten kleineren Platten und den Sandsteinen der Seitenmauer der Rampe, die zur Fassade des Peristyls führt. Jedes Jahr bekämpfen wir den Kameldorn, der immer wieder hartnäckig durch Stein und Ziegel hindurch aus den Tiefen des Erdbodens hervorwuchert.

Eine letzte Operation führten wir an dem 350 m entfernten Nordtor des Tempelbezirks durch. In Zusammenarbeit mit dem Antikenministerium versuchen wir seit Jahren die zwei kolossale Quarzit-Standbilder Amenophis' III. zu retten, die bei dem Erdbeben im Jahr 1200 vor Christus umgestürzt waren und seit Jahrhunderten als Bruchstücke im Ackerland lagen (Abb. 8). Nach einer kurzen und fehlgeleiteten Aktion der Antikenbehörde 2011 drohen ihnen unwiederbringliche Schäden durch die Feldbesitzer, die oft ohne jedes Verständnis für die archäologische Hinterlassenschaften ihres Heimatlandes sind. Endlich, in letzter Not, hat das Antikenministerium im Frühjahr 2013 einer Ret-

tungsaktion zugestimmt. Dank einer vorbildlichen Zusammenarbeit mit dem Vertreter des Ministeriums, Dr. Mohamed Abdel Maksud, konnten die Statuenbruchstücke aus dem Schlamm der Felder geborgen und unmittelbar darnach einer ersten Säuberung und Konservierung unterzogen werden.¹⁶ Die Ausgrabungen unter Leitung von Abdel Maksoud, Nairy Hampikian und Carmen Lopez begannen 2013. Nach einer ersten Dokumentation *in situ* wurden die geborstenen Bruchstücke – der östliche Koloss bestand aus 73, der westliche aus 88 Stücken – nummeriert und gezeichnet.

Da die Landeigentümer sich vehement gegen eine Wiedererrichtung auf ihrem Grundstück wehrten, beschlossen wir in Abstimmung mit dem Antikendienst, die Statuen vorerst auf einem erhöhten Felsengrund wieder zu errichten. Der neue Standort befindet sich exakt 110 Meter westlich des alten Standortes und 350 Meter von der Tempelachse entfernt. Um die großen, tonnenschweren Bruchstücke aus der Grube zu heben, mussten ein 100-Tonnen-Baukran und ein Sattelschlepper vom Roten Meer beordert werden. Damit konnten wir die bis zu 45 Tonnen schweren Fragmente heben und auf das erhöht gelegene Terrain befördern. Dort wurden sie zunächst horizontal auf Stein- und Balkenroste abgesetzt, oberflächlich gereinigt und dann mit Steinfestigern behandelt, konsolidiert und dokumentiert. Die Zusammensetzung der Fragmente und die Wiederaufrichtung geschah noch in diesem Jahr 2014. Auf dem höher liegenden Felsgrund wurden dazu im Felsboden rechteckige Gruben ausgehoben und darin Fundamente aus Stahlbeton gegossen; zuvor hatten archäologische Voruntersuchungen, unter anderem Georadar, stattgefunden. Die neuen Stahlbetonsockel auf Fundamenten haben dieselben Ausmaße und die gleiche Ausrichtung wie die originalen Sockel. Ehemals standen die Statuen, nach Norden blickend, vor einem hohen Ziegelpylon, dessen Reste in der Abbaugrube gefunden wurden. Die stehenden Kolosse sind aus rotem Quarzit, der von dem einst heiligen Berg, dem *Gebel el-Ahmar*, dem „Roten Berg“, nahe Heliopolis, stammt. Sie stellen beide Amenophis III. dar, auf dem Kopf die weiße Krone, geschmückt mit der Uräusschlange über der Stirn. Er trägt den kurzen gefältelten Schurz und hält in den Händen Papyrusrollen mit seinem Namen. Die zugehörigen Sockel sind mit Darstellungen von Nilgottheiten dekoriert, die Opfer herbeibringen. Die Rückenpfeiler haben die Form von abgerundeten Stelen mit jeweils fünf Zeilen von Weiheinschriften an die Gottheiten Amun-Re und Ptah-Sokar, die Götter des Totentempels. Das Lächeln des östlichen Kolosses, strahlt Ruhe und Milde aus und dient uns als Dank für all die Anstrengungen.

Nachdem wir so wunderschöne Funde geborgen und wichtige Restaurierungsarbeiten geleistet haben, ist unser Ziel, die Reste der Ausstattung dieses Tempels *in situ* zu erhalten. Dafür muss die Anlage durch eine solide Umfassungsmauer gesichert werden. Die Pläne für dieses Projekt hat die Architektin Nairy Hampikian angefertigt, wir haben sie dem Antikenministerium zur Genehmigung vorgelegt. Es bleibt nur die Finanzierung zu finden, und ich danke sehr herzlich allen früheren und zukünftigen Spendern, ohne die keiner dieser Funde und keine Leistung je möglich geworden wären. Mit diesem Beispiel kann man ermessen, wie wichtig und lohnend es ist, sich für die Erhaltung zu entscheiden. Es ist immer besser das Erbe, eigenes Erbe oder das Erbe der Anderen, zu bewahren, als an seiner Zerstörung bewusst oder durch Indifferenz teilzuhaben.

¹ Ich danke Professor Gerhard Vinken und der Otto-Friedrich-Universität Bamberg für die ehrenvolle Einladung zu dieser Tagung.

² Ich komme aus Armenien, einem Land, dessen Denkmäler sich in der Mehrzahl in annektierten Nachbarländern befinden, wo sie nicht immer erhalten und sogar bewusst vernichtet werden. Ich arbeite in Ägypten, einem Land, in dem neuerdings viele Plünderungen in Grabungsstätten stattfinden, gegen die viele Engagierte ebenso wie ich ankämpfen.

³ Über die Arbeiten dieses Projekts siehe unsere Berichte: Sourouzian, Hourig: *Recherches aux temples thébains d'Amenophis III (Kôm el-Hetan) et de Merenptah à Thèbes*, in: *Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres de Paris* (im Folgenden abgekürzt CRAIBL), Paris 2000, S. 1021–1038, hier S. 1032–1038, Abb. 1, S. 11–15; Sourouzian, Hourig: *Nouvelles découvertes et travaux récents au temple d'Amenhotep III à Kôm El-Hettan*, in: CRAIBL 2008, S. 819–827; Sourouzian, Hourig: *Nouveaux Monuments d'Amenhotep III à Kôm El-Hettan*, Louqsor-rive ouest, CRAIBL 2011, S. 989–1011; Stadelmann, Rainer/Sourouzian, Hourig: *Der Totentempel Amenophis' III. in Theben. Grabungen und Restaurierung am Kom el-Hettân*, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Abteilung Kairo* (im Folgenden abgekürzt MDAIK) Bd. 57, Berlin/Boston 2001, S. 271–280, Tafeln 43–46; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer: *The Temple of Amenhotep III at Thebes Excavation and Conservation at Kom el-Hettân*, MDAIK 59, 2003, S. 425–446, Abb. 1–7, Tafeln 71–76; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer et. al.: *The Temple of Amenhotep III at Thebes Excavation and Conservation at Kom el-Hettân. Third Report on the Fifth Season in 2002/2003*, in: MDAIK 60, 2004, S. 171–236, Tafeln 25–32, und Faltafel 1 und 2; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer et. al.: *The Temple of Amenhotep III at Thebes Excavation and Conservation at Kom el-Hettân Fourth Report on the Sixth, Seventh and Eighth Seasons in 2004, 2004–2005 and 2006*, in: MDAIK 63, S. 247–336, Tafeln 34–39; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer et. al.: *Three Seasons of Work at the Temple of Amenhotep III at Kom el Hettan*, *Annales du Service des Antiquités de l'Égypte* (im Folgenden abgekürzt ASAE) Bd. 80, 2011, S. 323–520; Sourouzian, Hourig and Others: *Fifth report on excavation and conservations work at Kom el-Hettân from 9th to 12th seasons (2007–2010) by the Colossi of Memnon and Amenhotep III Temple conservation project*, in: ASAE, Bd. 85, 2011, 273–552; Sourouzian, Hourig: *Monumente in Stein. Neue Entdeckungen im Tempel des Amenophis' III in Theben*, in: *Antike Welt*, Nr. 5, Bd. 33, 2002,

- S. 539 – 544, Abb. 1–9; Sourouzian, Hourig: Ein wiederentdecktes Nilpferd. Neue Statuenfunde aus dem Totentempel Amenophis II. auf dem Kom el-Hettân / Theben, in: *Antike Welt*, Nr. 6, Bd. 35, 2004, S. 49–52; Sourouzian, Hourig: Wieviel Schutz braucht ein Pharao? Lebensgroße Statuen der Götter Sachmet sollen Amenophis III. vor Unheil bewahren, in: *Antike Welt*, Nr. 6, Bd. 37, 2006, S. 93–98, Abb. 1–7; Sourouzian, Hourig: Bericht von den Ausgrabungen in Kom el-Hettân (Theben), in: *Antike Welt*, Nr. 6, Bd. 38, 2007, S. 63–69, Abb. 1–9; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer: Charme und Anmut im Großformat, in: *Antike Welt*, Nr. 6, Bd. 39, 2008, S. 73–76; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer: Von Amum geliebt, in: *Antike Welt*, Nr. 6, Bd. 40, 2009, S. 75–79; Sourouzian, Hourig / Stadelmann, Rainer: Kolossalkopf Amenophis' III. Ein Meisterwerk gefunden in seinem Totentempel in Theben, in: *Antike Welt*, Nr. 1, Bd. 42, 2011, S. 72–76; Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer: Ein Koloss aus Quarzit steht wieder. Die Aufrichtung des nördlichen Kolosses des Zweiten Pylons am Totentempel Amenophis' III., in: *Antike Welt*, Nr. 1, Bd. 44, 2013, S. 59–64; Sourouzian, Hourig: The Theban funerary temple of Amenhotep III, in: *Egyptian Archaeology, the Bulletin of the Egypt Exploration Society* (im Folgenden abgekürzt EA) 29, 2006, S. 21–24; Sourouzian, Hourig: Recent discoveries at the temple of Amenhotep III, in: EA No. 33, 2008, S. 33–3; Sourouzian, Hourig: Investigating the mortuary temple of Amenhotep III, in: EA No. 39, 2011, S. 29–32; Sourouzian, Hourig: Recent work in the temple of Amenhotep III, EA No. 44, 2014, S. 39–41.
- ⁴ Porter, Bertha und Moss, Rosalind: *Topographical bibliography of ancient Egyptian hieroglyphic texts, reliefs, and paintings*, Bd. II.: *Theban Temples*, Oxford 1972, S. 449–454; Arnold, Dieter: *Die Tempel Ägyptens, Götterwohnungen, Baudenkmäler, Kultstätten*, Zürich 1992, S. 144–146.
- ⁵ Ricke, Herbert: Der Totentempel Amonophis III. Baureste und Ergänzung, in: *Untersuchungen im Totentempel Amenophis' III.*, hg. von Gerhard Haeny, Beiträge zur Ägyptischen Bauforschung und Altertumskunde, Heft 11, Wiesbaden 1981, S. 3–37, hier S. 12–13.
- ⁶ Über diese Statuen, die jetzt uns anvertraut worden sind, siehe unten im Text, S. 86.
- ⁷ Bernand, André/Bernand, Étienne: Les inscriptions grecques et latines du Colosse de Memnon, in: *Bibliothèque d'Étude (BdÉ)* Bd. 31, Paris 1960.
- ⁸ Leclant, Jean: *Compte rendu des fouilles et travaux menés en Égypte durant les campagnes 1948-1950* (Nubie, Assouan, El Kab, Koläh, Tôd, Région Thébaine: Louxor, Karnak, Karnak-Nord, Deir el Medineh, Tombe de Montouemhât, Tombes des Nobles, Vallée des Rois, Medinet Habou, Deir el Bahari, Denderah) (Tab. XXXI-LII), in: *Orientalia: Commentarii trimestres a facultate studiorum orientis antiqui pontificii instituti biblici in lucem edidit in urbe*, Bd. 19, 1950, S. 360–373, hier S. 373. Grabung Labib Habachi mit Mahmoud M. Darwiche, dazu siehe: *Untersuchungen im Totentempel Amenophis' III.*, hg. von Gerhard Haeny, Beiträge zur Ägyptologischen Bauforschung und Altertumskunde, Bd. 11, S. 108; Habachi, Labib: Neue Entdeckungen in Ägypten, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (ZDMG)* Bd. 111, Wiesbaden 1961, S. 436–482, hier S. 437; Leclant, Jean, in: *Fouilles et travaux en Égypte, 1957–1960* (Deuxième partie) (Qasr Qaroun, Hermoupolis, Désert Occidental, Dendera, Désert Oriental, Région thébaine [Karnak, Louxor, Rive gauche thébaine, Nécropole thébaine] Esna, Kômîr, Edfou, Kom Ombo, Assouan, La construction du Sadd el 'Ali, Debôd, Taffeh, Kalabcha, Merieh, Gebel Abou Dourouah, Qurta, Maharraka, Ikhemindi, Ouadi es Sebouah, Sinqari, Amada, Tômas, Toshkê, Aniba, Abou Simbel, Abou Hoda, Gebel Adda, Gebel esh Shams, Balana, Qustul) (tab. XXVII-XLIII), in: *Orientalia* (wie oben in dieser Anm.), Bd. 30, 1961, S. 176–199, hier S. 184; Untersuchungen im Totentempel Amenophis' III., hg. von Gerhard Haeny, Beiträge Ägyptische Bauforschung und Altertumskunde, Heft 11, Wiesbaden 1981.
- ⁹ Sourouzian / Hourig, Stadelmann, Rainer: The Temple of Amenhotep III at Thebes: Excavation and Conservation at Kom el-Hettân; (Second report on the third and fourth seasons in 2000/2001 and 2002), in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo* 59, Mainz 2003, S. 425–446, hier S. 438–446, Abb. 4–7.
- ¹⁰ http://www.wmf.org/sites/default/files/wmf_article/pg_10-17_memnon.pdf (1. Dez. 2014).
- ¹¹ Sourouzian, Hourig/Stadelmann, Rainer et. al.: The Temple of Amenhotep III at Thebes. Excavation and Conservation at Kom el-Hettân Third Report on the Fifth Season in 2002/2003, in: *MDAIK* 60, 2004, S. 171–236, hier S. 215–222, Tafel 25 und Faltafeln 1 und 2.
- ¹² Association des Amis des Colosses de Memnon, World Monuments Fund, Förderverein Memnon e.V.
- ¹³ Leider haben wir die Ergebnisse der 3-D-Scans, die das Team der Universität Bamberg unter Leitung von Rainer Drewello angefertigt hat und die uns dafür hilfreich gewesen wären, noch nicht übermittelt bekommen.
- ¹⁴ Untersuchungen im Totentempel Amenophis' III., hg. v. Gerhard Haeny, Beiträge zur Ägyptischen Bauforschung und Altertumskunde, Heft 11, Wiesbaden 1981, Taf. 17a und 17b.
- ¹⁵ Sourouzian, Hourig / Maksoud, Mohamed Abdel / Hampikian, Nairy / Stadelmann, Rainer: Neues aus dem „Tempel der Millionen von Jahren“ des Amenophis III. Notgrabung zur Rettung zweier 14 m hoher Standbilder, in: *Antike Welt (AW)* Bd. 4, Darmstadt/Mainz 2014, S. 48–56, hier S. 56, Abb. 9.
- ¹⁶ Diese Statuen waren schon in den 1930er Jahren durch Ludwig Borchardt wieder entdeckt und provisorisch aufgenommen, dann aber wieder teilweise durch Nilschlamm bedeckt worden. Siehe dazu: Habachi, Labib / Haeny, Gerhard: Zur Ausstattung des Tempels. Statuen – Relieffeste – Inschriften, in: *Untersuchungen im Totentempel Amenophis' III.*, hg. v. Gerhard Haeny, Beiträge Ägyptische Bauforschung 11, Wiesbaden 1981, S. 41–122, hier S. 108–113, Tafeln 27–29 sowie Abb. 6, (auf S. 28 im selben Band). Wir hatten seit 2000 über mehrere Jahre die Genehmigung einer wissenschaftlichen Ausgrabung und Dokumentation des Gebiets der Nordkolosse beantragt, doch war dies immer wieder auf Grund der Besitzverhältnisse des Grundes hinten geschoben und hinausgezögert worden. In den Jahren 2010/11 hatte unvermittelt eine Mission des Antikendienstes die Arbeiten dort aufgenommen, die Fundamente aus feinem Sandstein grob nachlässig herausgerissen, ohne sie zu dokumentieren, aber schließlich auf Grund technischer Probleme mit den tonnenschweren Massen und letztlich auch wegen der politischen Umwälzungen die unzulängliche Unternehmung einstellen müssen. Die bis dahin ausgehobene Grube füllte sich mit düngerhaltigem Wasser. Nach tagelangen Verhandlungen mit den Landbesitzern und einer erheblichen Entschädigungssumme konnten wir, in Zusammenarbeit mit Mohamed Abdel Maksoud, ein 51 m x 20 m großes Terrain ergraben, in dem die tonnenschweren Bruchstücke der Standbilder etwa 2,50 m unter dem Feldniveau lagen.
- ¹⁷ Die vorläufige Version haben wir auch schon veröffentlicht: Sourouzian, Hourig and Others: Fifth report on excavation and conservations work at Kom el-Hettân from 9th to 12th seasons (2007–2010) by the Colossi of Memnon and Amenhotep III Temple conservation project, in: *Annales du Service des Antiquités de l'Égypte (ASAE)* 85, Kairo 2011, 273–552, darin Abschnitt 5: Hampikian, Nairy: Architectural research, S. 487–504, Abb. 75–85, Tafeln 75–85.

Bildnachweis

Alle Abb. © Memnon/Amenhotep III Project

Autorinnen und Autoren

Contributors

Zeynep Aygen, Prof. Dr.-Ing., is Professor and Chair of Environmental Studies and Control at the Mimar Sinan Fine Arts University in Istanbul, Turkey. She is also a fellow of the Higher Education Academy of the UK, a member of the Institute of Historic Building Conservation in the UK and a specialist with the International Network “Forum UNESCO-University and Heritage”. Her research focuses on exploring physical and social sustainability opportunities in conservation to be embedded into official policies and used in future applications in a cross-cultural context. Her latest publication, *International Heritage and Historic Building Conservation* (London 2012), assesses successful contemporary conservation paradigms from around the world to create an integrated account of the discipline that crosses boundaries of language and culture by setting an example for further inclusive research.

Johanna Blokker, Dr. phil., is a research associate and instructor in the history and theory of architectural preservation at Bamberg University. She received her doctorate from the Institute of Fine Arts at New York University in 2011 with a thesis on the reconstruction of the destroyed Romanesque churches of Cologne after World War II. Postwar reconstruction remains a focus of her research; further interests include the conservation of Modern architecture, international and transcultural discourses of heritage, and the intersections between architecture and politics. She is currently preparing a major study of the US State Department’s use of architecture as an instrument of cultural diplomacy in the context of the Cold War.

Carmen Maria Enss, Dr. Dipl.-Ing., wurde mit der Arbeit „Altstadt im Umbau. Der Wiederaufbau im Münchner Kreuzviertel 1945–1958“ von Prof. Dr. Manfred Schuller an der TU München promoviert. Das Buch erscheint 2015 in der Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Sie lehrt an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Fach Denkmalpflege. Ihr derzeitiger Forschungsschwerpunkt sind frühe städtebauliche Konzepte zum Schutz historischer Stadtbe- reiche in Deutschland und Italien.

Lorenz Korn, Prof. Dr. phil., ist Professor für Islamische Kunstgeschichte und Archäologie an der Universität Bamberg. Er studierte Islamwissenschaft, Kunstgeschichte und Politologie sowie Islamic Art and Archaeology in Tübingen und Oxford. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit Architektur und Baupolitik unter den Ayyubiden in Ägypten und Syrien. Ein Schwerpunkt seiner Forschung liegt auf der Architektur in den Kernländern der islamischen Welt vom 10. bis 16. Jahrhundert. Feldforschungen haben ihn in den letzten Jahren vor allem nach Iran und Zentralasien geführt. Zuletzt erschien von ihm *Die Moschee. Architektur und religiöses Leben*, München 2012.

Monica Juneja, Prof. Dr., hat den Lehrstuhl für globale Kunstgeschichte am Exzellenzcluster „Asia and Europe in a Global Context“ der Universität Heidelberg inne. Forschungsschwerpunkte sind Transkulturalität und visuelle Repräsentation, Architekturgeschichte Südasiens, Miniaturmalerei im frühmodernen Indien und die disziplinäre Entwicklung der Kunstgeschichte in modernen Südasien. Sie gibt die Reihe Visual and Media Histories (Routledge) heraus, ist Mitherausgeberin der Reihen *Visual History of Islamic Cultures* (De Gruyter) und *Materielle Kultur* (Böhlau), der Zeitschriften *History of Humanities* (Chicago) und *Transcultural Studies* (Heidelberg). Zuletzt hat sie – in Zusammenarbeit mit Gerrit Schenk und den Reiss-Engelhorn Museen – die Ausstellung *Mensch. Natur. Katastrophe. Von Atlantis bis heute* mitkuratiert.

Kourosh Rashidi, MA, studierte Denkmalpflege an der Hochschule der Organisation für kulturelles Erbe in Teheran (Iran). Er arbeitete mehrere Jahre in der praktischen Denkmalpflege an diversen archäologischen, bauforscherischen und konservatorischen Projekten; anschließend war er im ICOMOS-Büro in Teheran tätig und beteiligte sich an der Vorbereitung einer nationalen Denkmalpflege-Charta für Iran. An der Universität Bamberg absolvierte er 2012–2014 den Masterstudiengang Denkmalpflege/Heritage Conservation und ist derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt „Khurasan“ beschäftigt.

Hourig Sourouzian, Dr. habil., is an Egyptologist and art historian, and since 1998 has served as director of *The Colossi of Memnon and Amenhotep III Temple Conservation Project* in Luxor. She studied at the École des Langues Orientales and the École du Louvre in Paris, and earned her Doctorat d'État at the University of Sorbonne with a study of royal statuary of the 19th Dynasty. She has been working in Egypt since 1974 and specializes in Egyptian art, with a particular focus on sculpture. She has been a guest professor at the American University in Cairo and the universities of Munich and Vienna, as well as at the Collège de France and the Sorbonne in Paris. She is co-author of the Cairo Museum's catalogue and the author of numerous articles and reports, as well as contributions in exhibition catalogues.

Gülsah Stapel, Dipl.-Ing., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin am Fachgebiet Denkmalpflege des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin. Sie studierte Stadt- und Regionalplanung an der TU Berlin und spezialisierte sich am Fachgebiet Denkmalpflege auf die Erforschung von Erinnerungskulturen und Ortsgeschichte. In ihrer Dissertation forscht sie zu „Fremdes Erbe? Modelle und Beispiele raumbezogener Erinnerungspotentiale von Berlinerinnen und Berlinern mit Familienhintergrund aus der Türkei“ (Arbeitstitel).

Gerhard Vinken, Prof. Dr. phil., ist Kunsthistoriker und hat den Lehrstuhl für Denkmalpflege/Heritage Sciences an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg inne. Forschungsschwerpunkte sind Architektur und Städtebau, Denkmalpflege und Raumtheorie. Zuletzt erschienen ist seine Monographie *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau* (München/Berlin 2010; gleichzeitig Habilitationsschrift Bern), sowie *Denkmal – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichen Engagement* (Hrsg., zusammen mit Birgit Franz), Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 23 (Holzminen 2014).



Im Begriff des Kulturerbes verschiebt sich der Fokus der Denkmalpflege von einer fachwissenschaftlichen zu einer ethischen und gesellschaftlichen Aufgabe, und damit zu einer Auseinandersetzung um kulturelle Identität. Denn Erbe ist immer Ergebnis konkurrierender Deutungen, die mit vielfältigen Prozessen der Aneignung, Transformation und Zerstörung verbunden sind. Lokale wie globale Deutungsansprüche können gleichermaßen widersprüchlich wie vorläufig sein; auch geteiltes Erbe (shared heritage) ist nicht für Jeden und Jede (und jederzeit) das Gleiche. Wer bestimmt, was (wie?) erinnert, was (wie?) rekonstruiert, erhalten oder eben vergessen werden darf? Wie gehen wir als Wissenschaftler mit den oft konfliktträchtigen Ansprüchen der jeweiligen Gesellschaften um, ihr Erbe zu bestimmen?

Ein multinationales Autorenteam geht an markanten Beispielen der Frage nach, was Denkmalpflege im Zeichen zunehmender Globalisierung heißen kann. Die thematisch breit gefächerten Beiträge umfassen das Kulturerbe des Alten Ägyptens und des Osmanischen Reichs ebenso wie iranische und US-amerikanische Denkmalpolitiken, „wanderndes“ Erbe oder aktuelle Deutungskonflikte in Tunesien, Brasilien und Deutschland.

With the emergence of the concept of “cultural heritage” has come a shift in focus, from conservation as a scholarly-professional preoccupation to one of much broader ethical and social concern involving fundamental issues of cultural identity. For it is evident that heritage is always the result of competing interpretations, linked to complex processes of appropriation, transformation and destruction. Both local and global interpretive claims can be contradictory and temporary, and even „shared heritage“ can have contrasting meanings for different individuals at different times. Who, then, determines what is to be remembered (and how), who determines what must be preserved or reconstructed, and what may be forgotten? How do we as scholars handle the often conflict-laden claims of different societies to define their heritage for themselves?

An international team of authors uses significant examples to reflect on the changed conditions and goals of heritage conservation in the age of globalization. The themes addressed range widely, from the cultural heritage of ancient Egypt and the Ottoman Empire to the preservation politics of modern Iran and the United States, and from „mobile“ heritage to current disputes over interpretation in Tunisia, Brazil and Germany.

eISBN 978-3-86309-315-0



www.uni-bamberg.de/ubp/